Seidene Netze.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Erster Band.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1896.

Erstes Kapitel.

Fürst Stepan Fedorowitsch Apraxin legte Messer und Gabel nieder und sein lebhaft gerötetes, rundes Antlitz, das eben noch einen Ausdruck ungetrübten Behagens gezeigt hatte, zog sich in würdevoll ernste Falten.

„Du erweist mir also doch endlich die Ehre Deines Besuches," sagte er, indem er die Serviette aus dem Knopfloch löste und sich zu seiner vollen stattlichen Höhe emporrichtete. „Ich muß gestehen, daß ich mir kaum noch Rechnung darauf gemacht hatte."

Der Besucher, an welchen diese im Grunde wenig verbindliche Anrede gerichtet war, lächelte etwas ironisch. Er war ein Mann von vielleicht dreißig Jahren und von schlanker, geschmeidiger Gestalt. In seinem hübschen, doch schon etwas verlebten Gesicht war der slawische Typus ebenso

deutlich ausgeprägt, als in demjenigen des nahezu siebzigjährigen Fürsten. Auch ließ sich eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen diesen beiden kaum verkennen.

„Ich würde Ihre kostbare Zeit wahrscheinlich auch heute nicht in Anspruch genommen haben, mein Oheim,“ erwiderte er, sich ebenso wie der andere der französischen Sprache bedienend, „wenn nicht die Form Ihrer Einladung eine so überaus dringliche gewesen wäre, und wenn ich nicht daraufhin angenommen hätte, daß Sie mir eine besonders wichtige Mitteilung zu machen wünschten.“

Fürst Apraxin leerte im Stehen noch ein Glas Portwein und trat dann hart vor seinen Neffen hin.

„Du bist ein unverbesserlicher Schlingel, mein lieber Konstantin,“ sagte er in einem Tone, der zwischen Gutmütigkeit und Strenge etwa die Mitte hielt. „Als wenn Du nicht recht wohl wüßtest, was ich Dir mitzuteilen habe! Ich bin unzufrieden mit Dir — im allerhöchsten Maße unzufrieden!“

Das liebenswürdig ironische Lächeln verschwand auch jetzt nicht von dem Antlitz des Gescholtenen.

„Niemand kann dies aufrichtiger beklagen als ich. Aber Ihre Unzufriedenheit, teuerster Oheim, ist nahezu ebenso alt als unsere Bekanntschaft, und wir müssen darum nachgerade wohl beide die Hoffnung aufgeben, etwas zu ändern.“

„So? Und das ist alles, was Du zu Deiner Rechtfertigung zu sagen hast? Wahrhaftig, man kann sich nicht kürzer fassen. Vielleicht glaubst Du, daß mein Mißvergnügen nur ein erheucheltes sei und daß Du jeden beliebigen Wechsel auf meine unerschöpfliche Nachsicht ziehen könntest, weil — nun weil ich selber nicht gerade ein Kopfhänger und Einsiedler bin. Aber es ist, wie ich denke, ein gewaltiger Unterschied zwischen uns beiden. Ich habe nicht wie Du mein väterliches Erbe in wenig Jahren bis auf den letzten Pfennig vergeudet . . .“

„Ihr väterliches Erbe, mein Fürst, war eben hundertmal größer als das meinige,“ schaltete der unverbesserliche Konstantin mit seinem gleichmütig überlegenen Lächeln ein, und dem Fürsten Apraxin, der ihn ob dieser Unterbrechung für einen Augenblick ganz verdutzt angesehen hatte, wurde es offenbar nicht ganz leicht, seinen strafenden Ernst zu bewahren.

„Schweig!“ polterte er, indem er mit langen Schritten im Zimmer umher zu spazieren begann. „Ich habe Dich nicht gerufen, um mir von Dir Bosheiten sagen zu lassen. Es ist mir diesmal bitterer Ernst mit meiner Unzufriedenheit. Ich will nicht nachzählen, wie oft ich Deine Schulden bezahlt habe, denn das würde ein recht unerfreuliches Exempel ergeben. Aber ich mache Dich darauf aufmerksam, daß in den letzten Wochen schon wieder zahlreiche Briefe bei mir eingelaufen sind, die sich in wenig schmeichelhafter Weise mit Deiner Person beschäftigen, und daß einige der Briefschreiber allem Anschein nach mit der Absicht umgehen, sehr energische Maßregeln gegen Dich zu ergreifen. Wenn ich nur wüßte, in Erwartung welches unerhörten Glücksfalles Du immer Schulden auf Schulden häufst! Ist es etwa meine Hinterlassenschaft, mit der Du rechnest?“

„Der Himmel bewahre mich vor einem so frevelhaften Gedanken! Ich wünsche Eurer Durchlaucht von ganzem Herzen die Lebensdauer eines Patriarchen.“

„Wirklich? Nun, Dein freundlicher Wunsch hat, wie Du siehst, in der That begründete Aussicht auf Erfüllung. Doch wenn es nicht mein

Tod ist, worauf Du hoffst — auf was in aller Welt hoffst Du denn sonst?"

„Ich weiß es nicht, und ich denke, es wäre genug, wenn meine Gläubiger sich die Köpfe darüber zerbrechen."

„Spitzbube!" knurrte der Fürst, und seinen kleinen, glänzenden Aeuglein war es anzusehen, daß diese Unterhaltung ihn innerlich viel mehr belustigte, als verdroß. „Doch Du bist im Irrtum, wenn Du glaubst, mich durch Deine kleinen Scherze entwaffnen zu können, wie es Dir leider schon allzu oft gelungen ist. Ich habe es verzeihlich gefunden, wenn Du Dein Geld auf dem Rennplatz, am Spieltische oder in den Restaurants daraufgehen ließest, aber Du hast neuerdings gewisse Passionen an den Tag gelegt, die mich fast an Deiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln lassen. Wenn man mich wahrheitsgemäß berichtet hat, hast Du Dich ja in einen Kunstmäcen verwandelt, und es ist nicht etwa eine kleine, hübsche Dame vom Theater, sondern ein Individuum männlichen Geschlechts, das sich Deiner freigebigen Gönnerschaft erfreut."

„Ich sehe mit einiger Beschämung, mein Fürst, daß Sie mein Thun und Lassen viel aufmerksamer

verfolgen, als ich es um Sie verdient habe. Ich hätte wahrlich nicht geglaubt, daß es Ihnen jemals der Mühe wert scheinen könnte, mich in aller Form beobachten zu lassen."

„Ich habe Dich nicht beobachten lassen, sondern ich habe ganz zufällig Kenntnis davon erhalten. Er ist ja wohl so eine Art von Bettelmusikant, Dein Schützling?"

„Er ist ein Genie, Durchlaucht, und ich hoffe, daß sein Name dereinst den meinigen vor dem Vergessenwerden bewahren wird."

„Alle Wetter, das geht ja gewaltig hoch hinaus! — Und wie bist Du zu diesem Prinzen aus Genieland gekommen?"

„Auf eine sehr einfache Art. Er wohnte in Wien über meinem Haupte und riß mich durch sein Klavierspiel regelmäßig aus dem ersten süßen Morgenschlummer. Da schrieb ich ihm eines Tages einen zornigen Brief, und er kam herunter, um sich bei mir zu entschuldigen. Sein Gesicht gefiel mir, seine Unverdorbenheit rührte mich und die traurige Geschichte seiner Jugend weckte meine Teilnahme — das ist alles."

„Du standest also ohne Zweifel unter der Herrschaft irgend eines Katzenjammers. Ich kenne

diese Stimmungen und ich weiß, daß sie einem gelegentlich ein schönes Stück Geld kosten können. Darüber hinaus aber läßt sich ein Mensch mit gesunden Sinnen doch nicht ausbeuten. Du konntest diesem Musikanten ja meinetwegen Deine Brieftasche in die Hand drücken, aber Du brauchtest doch nicht gleich mit ihm in die Welt hinauszugehen, wie ein Savoyarde mit seinem Murmeltier."

In demselben nachlässigen und etwas gelangweilten Tone, in welchem er bisher die Unterhaltung geführt hatte, und doch zugleich mit einem Nachdruck, der jeden weiteren Widerspruch unmöglich zu machen schien, antwortete Konstantin: „Frithjof Alström ist mein Freund, Durchlaucht, und ich vermute, daß Sie mich nicht haben rufen lassen, um geringschätzig von meinen Freunden zu sprechen."

Fürst Apraxin machte eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern.

„Nun gut, lassen wir ihn beiseite! Aber Du wirst einsehen, daß es so unmöglich länger fortgehen kann. Ein Leben, wie Du es führst, müßte mit schmählichem Untergange enden, auch wenn Dir heute ungezählte Hunderte zufielen. Ich werde mich genötigt sehen, meine Hand von Dir zurück-

zuziehen, wenn Du nicht endlich Ernst machen kannst mit Deiner Besserung."

„Und was ist es, das Sie darunter verstehen? Wünschen Sie, das ich unter die Trappisten gehe, mein Fürst?"

„O nein, Deine Buße soll viel leichter und angenehmer sein, als Du verdienst. Ich wünsche, daß Du Dich verheiratest, Konstantin."

Konstantin machte eine abwehrende Handbewegung.

„O, wenn Sie mir keine andere Wahl lassen können, Onkel, so möchte ich unbedingt dem Trappistenkloster den Vorzug geben! Aber es wäre unhöflich, wenn ich nicht wenigstens fragen wollte, ob Sie nicht auch schon die künftige Gattin für mich ausgesucht hätten."

„Allerdings! Und ich bitte mir aus, daß Du wenigstens diese Sache ernsthaft behandelst. Sei versichert, daß ich in keinem anderen Punkte so wenig Spaß verstehen würde, als gerade in diesem. Die junge Dame, durch welche, wie ich hoffe, das Geschlecht der Apraxin vor dem Aussterben bewahrt wird, ist das reinste, edelste und hochsinnigste Geschöpf unter der Sonne. Wenn es Dir gelänge, ihre Zuneigung und ihre Hand zu gewinnen, so

würden Hunderttausende Dich mit gutem Grund um Dein Glück beneiden können. Du wirst bei einem Diner, das ich morgen zu veranstalten gedenke, ihre Bekanntschaft machen, und Du wirst finden, daß ihre körperlichen Vorzüge hinter den seelischen nicht zurückstehen."

„Sie sehen mich aufs Aeußerste gespannt, mein Fürst! Und der Name dieses seltenen, außerordentlichen Wesens, darf ich ihn vielleicht schon heute erfahren?"

Der Fürst zögerte einen Augenblick und es war etwas wie leichte Verlegenheit in seinen Worten, da er endlich sagte: „Sie heißt Gabriele Corbach — ich denke, Du hörst diesen Namen nicht zum ersten Male."

„Nein — und ich war bis zu diesem Augenblick der Meinung, daß es der Name Ihrer künftigen Gemahlin sei. Möchten Sie es nicht wirklich vorziehen, Durchlaucht, mir die ausgezeichnete Dame zur Tante statt zur Gattin zu geben?"

Die Stirn des Fürsten zog sich in ernste Falten.

„Ich verbitte mir diesen Ton, mein Herr Neffe! Du weißt, welcher Art meine Beziehungen zu Gabriele Corbach und ihrer Mutter sind, und

das Tischtuch würde ohne weiteres zwischen uns zerschnitten sein, wenn Du Dir einfallen ließest, diese Beziehungen zu verdächtigen. Ich liebe das Mädchen, als wenn sie meine eigene Tochter wäre, und ich kenne sie genug, um zu wissen, daß sie auch die Kraft haben würde, wieder einen halbwegs brauchbaren Menschen aus Dir zu machen."

„Vielleicht! Aber es könnte wenig dazu beitragen, meine leider fast unüberwindliche Abneigung gegen die Ehe zu verringern, wenn ich sie von vornherein als eine Art von Erziehungsanstalt betrachten müßte. Noch einmal, mein Fürst: ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre gute Absicht, aber ich bitte . . ."

„Oho, nicht so eilig, mein Lieber! Einiger Ueberlegung wenigstens wird Dir mein Vorschlag doch wohl wert erscheinen, wenn ich Dir sage, daß Du nur als Gabrielens Gatte der Erbe meines Vermögens sein wirst. Ich bin nicht gesonnen, den Jahrhunderte alten Besitz der Apraxin durch einen leichtfertigen Verschwender innerhalb weniger Monate oder Jahre in alle Winde verstreuen zu lassen, und ich wünsche überdies, die Zukunft Gabrielens nach jeder Richtung hin sicher zu stellen. Ihr wird nach meinem Tode alles ge-

hören, was ich zurücklasse, und nur, wenn Du Dir inzwischen ein Recht darauf erworben hast, ihren Besitz zu teilen, wirst Du die alten Familiengüter der Apraxin dereinst als Herr und Gebieter betreten dürfen."

„Auch um diesen Preis kann ich Ihren freundlichen Vorschlag nicht annehmen, Durchlaucht. Ich werde mich niemals verkaufen."

„Aber das ist ja offenbarer Unsinn! Wer spricht von einem Verkauf? Ich bin gewiß, daß Du in das Mädchen verliebt sein wirst, sobald Du es nur zum ersten Mal gesehen."

„Um dieser Möglichkeit aus dem Wege zu gehen, werde ich mir mit Ihrer gütigen Erlaubnis die Freiheit nehmen, Ihr Diner nicht zu besuchen. Da ich mir hundertmal eher eine Kugel vor den Kopf schießen würde, ehe ich mich dazu entschlösse, gerade Fräulein Gabriele Corbach zu heiraten, so dürfte die Anknüpfung einer persönlichen Bekanntschaft auch Ihnen, mein Fürst, von vornherein als ziemlich überflüssig erscheinen. Ich gönne den beiden Damen die Früchte ihrer jahrelangen Bemühungen von Herzen, aber man wird mir nicht gut zumuten können, daß ich ihnen zum Lohn dafür auch noch den Hof mache."

Wie gelassen auch scheinbar diese Worte gesprochen waren, mußten sie doch den lebhaften Unwillen des Fürsten herausgefordert haben, denn sein ohnedies stark gerötetes Antlitz färbte sich noch dunkler und seine kleinen Augen schossen Blitze des Zornes.

„Was soll das heißen? Wagst Du es, Frau Margarete Corbach einer niedrigen Handlungsweise zu beschuldigen?"

„Ich beschuldige niemand — aber ich denke, wir könnten diesen Gegenstand verlassen."

„Und ich habe Dein letztes Wort gehört? Du weigerst Dich, Gabrielens Bekanntschaft zu machen, obwohl Du meine Bedingungen kennst?"

„Gerade weil ich sie kenne, weigere ich mich dessen. Es ist überhaupt nicht meine Absicht, mich zu verheiraten, aber ich erkläre Ihnen, Durchlaucht, daß ich lieber eine Nähterin heimführen würde, als diese junge Dame, die sich so ausgezeichnet auf ihren Vorteil versteht."

„Genug!" donnerte Fürst Apraxin, dessen Wangen sich fast bläulich gefärbt hatten und an dessen Schläfen die Adern hoch aufgeschwollen waren. „Dies Wort, mein Herr Neffe, trennt uns für immer! Ich wüßte in der That nicht,

was wir jetzt noch miteinander zu reden hätten!" — Er drückte auf eine Glocke und rief, seine zornige Erregung augenscheinlich nur mit großer Mühe bezwingend, dem eintretenden Diener zu: „Bitten Sie Herrn Doktor Bourdaloue, sich sofort hierher zu bemühen! Ich habe ihm einen sehr wichtigen Auftrag zu erteilen!"

Als der Diener sich entfernt hatte, wandte er das Gesicht noch einmal seinem Neffen zu.

„Wünschest Du mir sonst etwas zu sagen?"

„Ich wünschte mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen, mein Fürst!"

„Und das ist alles? Deine Schulden — die Briefe Deiner Gläubiger — sie sind Dir gar keines Wortes wert?"

Konstantin zuckte ein wenig mit den Achseln.

„Was soll ich dazu sagen, Durchlaucht? — Ich kann diese Leute leider gar nicht verhindern, Sie mit diesen meinen Privatangelegenheiten zu behelligen."

„Schon gut, es bedarf keiner Entschuldigungen. Schicke mir eine Liste Deiner Verpflichtungen und ich werde sie noch einmal statt Deiner einlösen — zum letzten Mal, wie ich Dir auf mein Wort versichere. Denn solange Du nicht die Beleidigung

zurücknimmst, die Du gegen eine von mir hochverehrte Person ausgesprochen hast, betrachte ich jedes Band zwischen uns als zerrissen."

Graf Konstantin Apraxin verbeugte sich tief, wie wenn ihm die verbindlichste Artigkeit gesagt worden wäre. Die Antwort aber blieb ihm erspart, denn in diesem Moment erschien der Privatsekretär des Fürsten, Doktor Etienne Bourdaloue, auf der Schwelle. Er begrüßte den Neffen seines Gebieters mit weltmännischer Höflichkeit; Konstantin aber neigte nur leicht gegen ihn das Haupt und ließ dann die Portière hinter sich zufallen.

„Ah, das ist stark, das ist unerhört!" rief der Fürst, der erst jetzt seinem Unwillen ganz rückhaltslos Luft machte. „Er verläßt sich darauf, daß ich ihn nicht zu Grunde gehen lassen werde, weil er der letzte ist, der meinen Namen trägt! Aber er soll sich verrechnet haben! Ich will ein Ende machen und dieser hochmütige, junge Herr soll einsehen, daß man mich nicht ungestraft herausfordert! — Fahren Sie zu einem Notar, Doktor Bourdaloue; heute abend noch will ich mein Testament machen!"

Der Doktor, ein etwa fünfundvierzigjähriger Mann von sehr eleganter, äußerer Erscheinung und

mit klugem, durch einen zierlichen Henriquatre geschmücktem Gesicht, verbeugte sich wie zum Zeichen des Gehorsams.

„Ich beklage lebhaft, Durchlaucht in solcher Erregung zu finden,“ sagte er, „aber ich sah etwas ähnliches voraus, da die Lebensweise des Herrn Grafen zur Genüge auf gewisse Eigenheiten seines Charakters schließen läßt.“

„Er ist ein Trotzkopf,“ polterte der Fürst weiter, „und obendrein ist er ein Narr, der sein Glück mit Füßen tritt, anstatt es mit beiden Händen festzuhalten! Aber er mag zusehen, wie er sich mit den Folgen seines Betragens abfindet, Gabriele allein soll mich beerben, und wen auch immer sie mit ihrer Hand beglückt, ich bin gewiß, daß er meines Vermögens würdiger sein wird als dieser thörichte Verschwender.“

„Durchlaucht wünschen also, daß ich den Notar auf der Stelle mitbringe?“ sagte der Doktor.

„Ja! — Doch warten Sie noch einen Augenblick, gar so eilig ist es ja am Ende nicht. Oder sehe ich aus, als ob ich über Nacht aus dem Leben scheiden könnte — wie?“

Doktor Bourdaloue lächelte fein, wie man eben eine sehr thörichte Frage belächelt.

„Durchlaucht sehen aus wie ein Mann, der kaum die Mittagshöhe seines Lebens erreicht hat. Sie werden voraussichtlich noch mit hundert Jahren manchen Jüngling beschämen können. Aber wenn es doch einmal der feste Entschluß Eurer Durchlaucht ist, diese letztwillige Verfügung zu treffen, so wäre vielleicht gerade ein Augenblick, in welchem jeder Gedanke an den Tod noch wie eine ungeheure Lächerlichkeit erscheint, am besten zu ihrer Abfassung geeignet."

Fürst Apraxin, der inzwischen noch ein großes Glas Portwein getrunken hatte, machte eine abwehrende Handbewegung.

„Nein, nein — nicht jetzt! Ich habe des Verdrießlichen heute schon genug erlebt, und es gehört am Ende auch dann nicht zu den angenehmen Dingen, sein Testament zu machen, wenn man sich eines so ausgezeichneten Wohlseins erfreut wie ich. Vor achtzehn oder zwanzig Jahren schon wollte ich einmal meinen letzten Willen aufnehmen lassen; aber ich sah mich selber dabei mit solcher Deutlichkeit auf einem schwarz ausgeschlagenen Katafalk im Sarge liegen, daß ich den Notar und die Zeugen gar nicht schnell genug aus dem Hause hinauskomplimentieren konnte. Wer weiß, ob mir

in meiner augenblicklichen Aufgeregtheit heute nicht etwas Aehnliches passierte! Um vierundzwanzig Stunden kann ichs ja immerhin noch verschieben. Schreiben Sie dem Doktor Grandcourt in der Rue d'Autin, er möge mir morgen mittag um zwölf Uhr zu einem kleinen Frühstück die Ehre geben, und bei der Gelegenheit wollen wir dann die Sache so nebenher abmachen. Für heute abend aber brauche ich Zerstreuung, um den Aerger zu vergessen, den die Widerspenstigkeit dieses Burschen mir bereitet hat. Haben Sie Lust, mich zu der Marquise de Saint-Foix zu begleiten?"

„Ich bin selbstverständlich ganz zu Eurer Durchlaucht Befehl."

„Nun wohl, so lassen Sie anspannen! Ich muß eine kleine Emotion haben, um meinen Pulsschlag wieder in das richtige Tempo zu bringen. Aber vergessen Sie ja nicht, an den Notar zu schreiben, bevor wir fahren. Morgen muß diese leidige Testamentsangelegenheit unbedingt ins Reine gebracht werden. Die arme Kleine soll nicht etwa zu kurz kommen, weil ich mich ein wenig vor Gespenstern und zweiten Gesichtern fürchte. Nicht einen Pfennig wird dieser trotzköpfige Bursche erhalten — nicht einen Pfennig!"

Doktor Bourdaloue verbeugte sich und ging. Eine halbe Stunde später verließen die beiden Herren das kleine, vornehme Haus, welches Fürst Apraxin seit einer Reihe von Jahren in dem aristokratischsten Viertel von Paris bewohnte. Die distinguierte Gesellschaft der französischen Hauptstadt kannte dies prächtig ausgestattete Junggesellenheim von zahlreichen, verschwenderischen Festen her, deren Schauplatz es gewesen war, und wenige Persönlichkeiten der buntzusammengesetzten Fremdenkolonie erfreuten sich einer so allgemeinen Beliebtheit, als dieser lebenslustige und freigebige russische Fürst, über dessen Reichtum die abenteuerlichsten Gerüchte umliefen. Man hielt ihn für einen liebenswürdigen Gesellschafter, man staunte die unverwüstliche Frische an, mit welcher er trotz seiner weißen Haare alle Zerstreuungen des Pariser Lebens genoß, und es fehlte sogar nicht an allerlei mehr oder weniger geschickten Versuchen, den fast Siebzigjähren in die Rosenfesseln eines späten Ehebündnisses zu legen. Aber Fürst Apraxin hatte die feinen Seidenfäden der Netze, die man nach ihm ausgeworfen, jedesmal rechtzeitig wahrgenommen und hatte sich ihnen lachend zu entziehen gewußt, ehe ihn sein noch immer leicht ent-

zündliches Herz in ernstliche Gefahr gebracht. Er liebte seine goldene Freiheit über alles und war nicht gesonnen, sie selbst für den köstlichsten Preis daran zu geben — um so weniger, als er trotz aller Eigenliebe kaum im Zweifel darüber sein konnte, daß diese verführerischen jungen Damen, die so bedeutsam zu seufzen und ihm so feurige Blicke zuzuwerfen wußten, viel weniger Sehnsucht darnach empfanden, ihm zum Altar zu folgen, als darnach, ihn in einem koketten Witwenkleide zu Grabe zu geleiten.

Auch während der Fahrt, welche Fürst Apraxin schon wieder in ganz aufgeräumter Stimmung angetreten hatte, war von einem derartigen mißlungenen Versuch die Rede, und die boshaft witzigen Bemerkungen, mit welchen Doktor Bourdaloue den Fall glossierte, nötigten dem alten Herrn mehr als einmal ein behagliches, selbstzufriedenes Lächeln ab.

„Diese unglückseligen Ehemänner!" sagte er. „Glauben Sie wohl, Doktor, daß ich ebenso leichten Herzens jetzt zu der Marquise de Saint-Foix fahren würde, wenn ich nach meiner Rückkehr einer gestrengen Gemahlin Rechenschaft ablegen müßte über den Gebrauch, den ich von meiner Zeit ge-

macht? Oder würden Sie etwas sonderlich Verlockendes in der Aussicht erblicken, allabendlich den Dritten bei einer Partie Whist mit dem Strohmann zu machen?"

Doktor Bourdaloue schüttelte sich.

„Nein, Durchlaucht! Auch ich bin der Meinung, daß man das Heiraten denjenigen überlassen soll, die noch gebessert werden können. Die Unverbesserlichen von unserm Schlage handeln sicherlich am klügsten, wenn sie unbeweibt durch das Leben schreiten."

Fürst Apraxin nahm seinem Privatsekretär derartige kleine Scherze, auch wenn sie gelegentlich etwas despektierlich klangen, nicht weiter übel. Vertraulich stützte er sich auf des Doktors Arm, während sie die teppichbelegte Treppe zur Wohnung der Marquise emporstiegen.

Das Haus, welches sie da betreten hatten, war von nicht gerade vornehmem Zuschnitt, und auch die Art, wie der Fürst einige Minuten später die stark geschminkte und übertrieben aufgeputzte ältliche Dame, die ihn in einem geschmacklos überladenen Salon empfing, mit einem ziemlich freien Scherzwort begrüßte, entsprach im Grunde sehr wenig dem Brauche der großen Welt.

„Man sieht Sie so selten, mein Fürst," sagte sie mit einem süßlichen Lächeln, nachdem sie dem Doktor huldvoll die Hand gereicht hatte. „Wissen Sie auch, daß ich mich bereits in ernstlicher Sorge um Sie befand?"

„Nun, die Sorge war Gott sei Dank unbegründet," erwiderte er gut gelaunt. „Aber sollten wir wirklich das Glück haben, heute die ersten zu sein, Marquise?"

„O nein — ich verließ die andern Herren nur, um Ihnen die Honneurs als Wirtin zu machen. Dieser leichtsinnige Conte Colonna hält drinnen schon wieder die Bank."

„Wahrhaftig? Nun, das verspricht einen genußreichen Abend, denn dieser Italiener hat auch als Spieler Rasse — das muß man ihm lassen. Ist die Gesellschaft groß?"

„Außer dem Conte nur noch zehn Kavaliere, mein Fürst — und lauter gute Bekannte."

Fürst Apraxin stutzte ein wenig.

„Wir werden also unserer dreizehn am Tische sein," sagte er ein wenig unbehaglich, doch schon im nächsten Augenblick hatte er die kleine abergläubische Anwandlung wieder abgeschüttelt. „Ah bah, wen auch immer das Los treffen mag, der

unglückliche Dreizehnte zu sein — davor, daß es auf mich fallen werde, fürchte ich mich nicht.“

Die Marquise de Saint Foix, deren vornehmer Name von mindestens ebenso zweifelhafter Echtheit schien als die großen Brillanten in ihren Ohren und an ihrer Brust, ging den beiden Herren voran in ein geräumiges Nebengemach, das seiner Ausstattung nach ein Speisezimmer war, das in diesem Augenblick aber einer ganz anderen Bestimmung diente.

Soweit der graue Zigarrendampf, der wie eine dichte, fast undurchdringliche Wolke den Raum erfüllte, es auf den ersten Blick erkennen ließ, war das Spiel, mit welchem die kleine, elegante Herrengesellschaft sich unterhielt, bereits in sehr lebhaftem Gange.

Die Goldstücke und Bankbillette, die da auf dem Tische lagen, mochten in ihrer Gesamtheit ein recht ansehnliches Vermögen darstellen, und so vollständig schienen alle Anwesenden von der Spannung und Aufregung des Spiels in Anspruch genommen, daß der Eintritt der beiden neuen Ankömmlinge sie nur zu flüchtigem Aufschauen veranlaßte und daß sie den jovialen Gruß des Fürsten zumeist nur durch stummes Kopfnicken er-

widerten. Nur der blasse, dunkellockige, noch jugendliche Herr, dessen schlanke Finger eben die Karten gemischt hatten, erhob sich von seinem Platze und reichte Apraxin die Hand.

„Sie haben mich ziemlich lange auf die versprochene Revanche warten lassen, Fürst! Aber ich hoffe, Sie werden es nicht verweigern, sie mir heute zu geben.“

„Gewiß nicht! Doch nehmen Sie sich in Acht, mein lieber Conte! Die Tage, an denen ich einen großen Verdruß gehabt habe, pflegen am Spieltische meine glücklichsten zu sein.“

Man machte ihnen Platz, und Fürst Apraxin, der eine anscheinend wohlgefüllte Brieftasche neben sich gelegt hatte, beteiligte sich sogleich mit ziemlich bedeutenden Einsätzen an dem Spiel, während der Doktor an seiner Seite sich auf die Rolle des aufmerksamen Zuschauers beschränkte.

Anfänglich blieb das Glück beharrlich auf der Seite des Bankhalters und die Prophezeiungen des Fürsten erfüllten sich schlecht. Da setzte Apraxin zehntausend Franken auf eine einzige Karte und gewann. Er ließ die ganze Summe stehen und abermals fielen die Karten zu seinen

Gunsten. Jetzt erst zog er einen Teil des Gewinnes zurück und begann auch auf andere Karten zu pointieren.

Der Erfolg blieb ihm treu und schon nach einer Stunde hatte sich sein Besitz um nahezu hunderttausend Franken vermehrt. Da sich die Sätze der übrigen in viel bescheideneren Grenzen hielten, hatte das Spiel sehr bald den Charakter eines Duells zwischen dem Conte Colonna und dem Fürsten angenommen — eines Duells, welches schon durch das Benehmen der beiden Kämpfer zu einem sehr interessanten Schauspiel wurde.

Während der Fürst aus seinem Vergnügen über den Gewinn gar kein Hehl machte und jede günstige Entscheidung der Karten mit einem Ausruf lebhafter Befriedigung begleitete, veränderte sich in dem blassen Gesicht des dunkellockigen Südländers keine Linie. Mit derselben gelassenen Vornehmheit, welche seiner Haltung und seinen Bewegungen eigentümlich gewesen war, so lange er sich im Glücke befunden, wußte er jetzt auch die feindselige Laune des Zufalls zu ertragen. Mit der artigsten Miene von der Welt zahlte er dem Fürsten seine Gewinne aus, und das liebenswürdige Lächeln, mit welchem er einige Scherze

des gutgelaunten, alten Herrn aufnahm, war von überzeugender Aufrichtigkeit.

Ein Diener, der geräuschlos den Tisch umkreiste, war unablässig damit beschäftigt, die geleerten Champagnergläser der Spieler von neuem zu füllen, und nirgends wurden seine Dienste so häufig in Anspruch genommen, als bei dem Fürsten Stepan Fedorowitsch. Einmal, als derselbe eben wieder seine Hand nach dem überschäumenden Glase ausstreckte, flüsterte ihm Doktor Bourdaloue etwas zu, das vielleicht eine höfliche Warnung war. Apraxin aber schüttelte sehr energisch den Kopf und stürzte statt aller Antwort den Inhalt des Glases auf einen einzigen Zug hinunter.

Möglicherweise würde er der Mahnung seines Privatsekretärs größere Bedeutung beigemessen haben, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, sein eigenes Bild im Spiegel zu sehen. Die in dem mäßig großen Raume herrschende Hitze, der feurige Wein und nicht am wenigsten die angenehme Aufregung des Spiels hatten das Antlitz des Fürsten mit dunkelpurpurner Glut gefärbt, sein Atem ging rasch und in großen Tropfen perlte der Schweiß auf seiner niedrigen Stirn.

Mit einer fast unwillkürlichen Handbewegung

fuhr er zuweilen nach seinem Halse, wie wenn er ein Bedürfnis fühlte, den steifen Hemdkragen zu lockern; aber seine Aufmerksamkeit war durch die Wechselfälle des Spieles doch so ganz in Anspruch genommen, daß er des kleinen körperlichen Unbehagens kaum achtete.

„Verteufelt warm hier!“ stöhnte er mitunter. „Und dabei ist der Champagner lau wie Regenwasser im Juli. Ich glaube, ich könnte einen Ocean davon austrinken, ohne meinen Durst zu löschen.“

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als der Conte Colonna ohne jedes Zeichen von Aufregung in seiner vornehm verbindlichen Weise erklärte: „Die beiden letzten Karten, meine Herren! Ich gebe die Bank ab, denn ich habe zweimalhundertfünfzigtausend Franken verloren.“

Jeder der Anwesenden wußte, daß der junge Attaché die Wahrheit sprach, und doch wurde nirgends der Ausruf der Ueberraschung laut, als er eine so gewaltige Summe nannte. Verschiedene schmerzlich neidvolle Blicke nur flogen zu dem Fürsten hinüber, der einen mindestens ebenso großen Betrag gewonnen haben mußte und der jetzt mit seinen kurzen, fleischigen Fingern die

Tausendfrankenbillette zusammenraffte wie wertlose Makulatur.

„Nun gut,“ sagte er, „hören wir also auf. Diese Hitze fängt auch nachgerade an, unerträglich zu werden.“

Man erhob sich von dem Spieltische und der Conte Colonna trat auf Apraxin zu.

„Ich rechne auf Revanche, Fürst! Aber ich bitte Sie, gehen Sie jetzt hinaus ins Freie. Es ist etwas bedenklich Apoplektisches in Ihrem Aussehen.“

„Den Teufel auch!“ lachte Stepan Fedorowitsch, „Seit wann sind Ihre Scherze von einer so lebensgefährlichen Art?“

Aber es mußte ihm trotzdem etwas unbehaglich dabei geworden sein, denn er hastete in der That ziemlich ungeduldig nach dem Ausgang und nahm sich kaum Zeit, der geschminkten Marquise ein paar artige Abschiedsworte zu sagen. Schwerer als vorhin stützte er sich auf des Doktors Arm, während sie die Treppen hinabgingen und den seit mehr als einer Stunde wartenden Wagen bestiegen. Wenn er sich auch jetzt noch sehr gut gelaunt und gesprächig zeigte, so war doch etwas sichtlich Erzwungenes in seiner wortreichen Heiterkeit, und es

geschah unverkennbar noch unter dem Einfluß jener Mahnung, wenn er fast ausschließlich von seinem vorzüglichen Gesundheitszustande sprach.

„Ein unverwüstliches Geschlecht — die Apraxin," sagte er. „Seit Peter dem Großen hat es mindestens ein Dutzend Neunzigjähriger unter meinen Vorfahren gegeben, und wenn nicht mal gelegentlich einer im Duell gefallen wäre oder selbst zur Pistole gegriffen hätte, so wäre, glaube ich, noch keiner anders als steinalt gestorben."

Dabei war seine Zunge merkwürdig schwer, und es konnte nicht der Champagner sein, welcher die Schuld daran trug, denn Fürst Apraxin war trotz seiner siebzig Jahre ein Trinker, dem selbst die gewaltigsten Mengen nicht das Geringste anzuhaben vermochten. Auch ging sein Atem mühsam und keuchend, und plötzlich erfaßte er, sich mitten in einem Satze unterbrechend, mit krampfhaftem Druck des Doktors Arm.

„Alle Teufel — was ist das?" — stieß er mühsam hervor. „Die Luft — ich — ich — die Fenster — so öffnen Sie doch die . . ."

In unheimlich röchelnden, gurgelnden Lauten erstarben seine letzten Worte, in furchtbarem Krampfe zuckte sein mächtiger Körper und er würde

von dem Sitz herabgeglitten sein, wenn Doktor Bourdaloue ihn nicht mit beiden Armen umschlungen hätte.

Der Privatsekretär verlor seine Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit nicht für einen einzigen Augenblick. Obwohl er ohne Zweifel wußte, daß es sich hier um einen sehr bedenklichen Anfall handle, vergeudete er doch keine Sekunde mit so zwecklosen Dingen, wie sie einem andern vielleicht als das nächstliegende erschienen wären. Er rief nicht um Hilfe und er bedeutete auch dem ahnungslosen Kutscher nicht, zu halten, obwohl sich der kleine Gummiball, der dem Manne das Zeichen dazu gegeben hätte, im Bereiche seiner Hand befand.

Erst als das Koupee die Einfahrt des kleinen, vornehmen Hauses im Faubourg Saint-Germain passiert hatte, erfuhr der Diener, der den Wagenschlag öffnete, zu seinem Entsetzen das Unglück, das sich unterwegs zugetragen.

Der Fürst war bewußtlos und sein Atem war nicht mehr zu spüren; doch sein Puls ging noch in schwachen, unregelmäßigen Schlägen und bekundete damit, daß das Leben noch nicht völlig aus dem hülflosen und willenlosen Körper entschwunden sei.

Auf des Doktors Anordnung trug man den Erkrankten in ein zu ebener Erde gelegenes Zimmer und legte ihn dort auf ein Ruhebett nieder. Dann wurde alles, was im Hause entbehrlich war, nach Aerzten ausgesandt, und bis zu ihrer Ankunft wich der Privatsekretär nicht von der Seite des Fürsten.

Zwei der berühmtesten Professoren der Pariser Universität waren es, die nach Verlauf einer halben Stunde gleichzeitig im Vestibule des kleinen Palais erschienen und sich dort gegenseitig ein paar Minuten lang mit Komplimenten und artigen Nötigungen aufhielten. Als sie sich in ihrer übergroßen Höflichkeit endlich über den Vortritt geeinigt hatten, kam ihnen Doktor Bourdaloue in der Thür des Krankenzimmers entgegen.

„Sie finden einen Toten, meine Herren! Soeben hat Fürst Apraxin seinen letzten Seufzer ausgehaucht."

Die beiden Berühmtheiten machten etwas lange Gesichter, aber ein Blick auf Stepan Fedorowitschs regungslosen Körper mußte sie überzeugen, daß der Doktor die Wahrheit gesprochen habe. Die Aufgabe, welche ihnen jetzt noch zu erfüllen blieb, war eine ziemlich einfache, denn die Todesursache lag auf der Hand.

„Ein Schlagfluß!“ sagte der berühmteste der beiden. „Ich habe dem Fürsten vorausgesagt, daß dies eines Tages sein Ende sein würde, wenn er sich nicht entschließen könnte, seine Lebensweise zu ändern. Aber er hielt seine Konstitution für eine unverwüstliche und glaubte, auf ihre Kosten sündigen zu können wie ein Jüngling. Er hätte unter anderen Umständen noch zwanzig Jahre leben können — es ist jammerschade!“

Sein Bedauern war sicherlich ein aufrichtiges, denn Fürst Apraxin hatte die Gewohnheit gehabt, seine Aerzte um so besser zu bezahlen, je weniger er ihrer Kunst bedurfte. Damit, daß er nun ohne eine lange und einträgliche Krankheit aus dem Leben geschieden war, hatte er dem berühmten Professor zum ersten Mal Anlaß zu wirklicher Unzufriedenheit gegeben.

Die Dienerschaft kam mit blassen Gesichtern auf den Fußspitzen herein, um scheue Blicke auf den toten Gebieter zu werfen, und der russische Leiblakai des Fürsten kniete laut schluchzend neben dem Lager nieder, um die erkalteten Hände seines Herrn mit Küssen zu bedecken.

Dann hieß Doktor Bourdaloue, der eine bewunderungswürdige Ruhe an den Tag legte, alle

hinausgehen und verschloß die Thür des Sterbezimmers. Wenige Minuten später verließ ein von ihm abgesandter Bote das Haus, und das kurze Billet, das er demselben mitgegeben hatte, war adressiert an „Seine Durchlaucht den Fürsten Konstantin Nikolajewitsch Apraxin.“

Zweites Kapitel.

Durch die zurückgeschlagenen Fenstervorhänge nicht gehindert, flutete der goldene Morgensonnenschein in breiten Strömen über Teppiche und Möbel. Er ließ die Goldmuster der Ledertapete schimmernd aus dem dunkeln Grunde hervortreten, machte die weißen Leiber der Marmorstatuetten heller aufleuchten und übergoß den ganzen Raum mit einer flimmernden Helligkeit, wie sie nur eine so prächtige, in Form und Farben so harmonisch zusammengestimmte Ausstattung ohne Schaden für ihre Wirkung ertragen konnte.

Ein paar Sonnenstrahlen trieben ihr neckisches Spiel auch auf dem Antlitz und langen Blondhaar eines jungen Mannes, der inmitten des Gemaches am Flügel saß und völlig in sein eigenes Spiel versunken schien. Er war groß und stattlich gebaut, doch wohl kaum mehr als vierundzwanzig

Jahre alt. Eine gewisse Weichheit seiner Züge würde ihm im Verein mit dem leichtgelockten, goldig schimmernden Haar und den großen, blauen Augen etwas allzu Zartes, beinahe Frauenhaftes gegeben haben, wenn nicht ein energisch gebildetes Kinn und ein paar schärfere Linien in der Umgebung des Mundes diesen Eindruck vorteilhaft wieder gemindert hätten.

Ohne mehr als die Titelseite des vor ihm liegenden Notenheftes aufzuschlagen, hatte der junge Mann mit schönem, kraftvollem Anschlag und wundersamer Beseelung eine Beethovensche Sonate gespielt und nach ihrer Beendigung das Hauptthema in freiem Spiel seiner Phantasie weiter variiert. Er ließ die Hände erst von den Tasten gleiten, als er eine leichte Berührung an den Schultern fühlte und aufblickend in das Antlitz des jungen Fürsten Konstantin Apraxin sah.

„Guten Morgen, Frithjof! Ist es ein Verbrechen, Dich zu stören?“

Der blonde Künstler war aufgesprungen, und erst jetzt zeigte sich, um ein wie beträchtliches Stück er die geschmeidige Gestalt des Freundes überragte.

„Welch eine Frage, Konstantin!“ rief er heiter.

„Habe ich doch bereits mit Sehnsucht für unsern Spazierritt auf Dich gewartet!"

„Damit ist es heute nichts, Liebster! Ich habe Kopfschmerzen und ich muß außerdem einige notwendige Besuche machen."

Mit aufrichtiger Besorgnis blickte Frithjof in des Fürsten blasses Gesicht.

„Du siehst angegriffen aus," sagte er mit leisem Vorwurf. „Wenn Du doch endlich etwas mehr Rücksicht auf Deine Gesundheit nehmen wolltest!"

Fürst Apraxin lächelte und drückte ihm die Hand.

„Mach Dir darum keine Sorge, mein guter Junge! Erst in dem Augenblick, wo ich versuchen wollte, meine bisherige Lebensführung zu ändern, würde ich wirklich krank werden. Außerdem — was soll ich thun! Durch die Trauer um meinen Oheim sind mir Theater und Gesellschaften verschlossen, und ich bin ganz auf diese kleinen Unterhaltungen angewiesen, die in der Regel erst lange nach Mitternacht anfangen, amüsant zu werden. Nach einem halben Jahre, wenn Deine Ausbildung beendet ist und wenn ich Dich mit dem ganzen Stolz eines Entdeckers als einen neuen Stern der

Welt vorstellen kann, wird es mir vielleicht minder schwer fallen, auf diese Art von Zerstreuung zu verzichten."

Er streckte sich bequem auf dieselbe Ottomane nieder, die vor wenig mehr als zwei Monaten dem Fürsten Stepan Fedorowitsch so unvermutet zum Sterbelager geworden war.

„Uebrigens würde ich Dich kaum in Deiner Kunstbegeisterung gestört haben, mein lieber Frithjof, wenn ich nicht ein Anliegen an Dich hätte. Bist Du geneigt, mir einen großen Freundschaftsdienst zu erweisen?"

„Tausend für einen! Ich bin so tief in Deiner Schuld, daß nichts mich so glücklich macht, als die Aussicht, wenigstens einen kleinen Teil davon abtragen zu können."

„Nein, so war es nicht gemeint. Du weißt, daß meine Auffassung unseres Schuldverhältnisses eine wesentlich andere ist. Ich habe meiner Ueberzeugung nach von Deiner Freundschaft viel mehr Gewinn, als Dir die meinige gewähren kann. Doch wir wollen nicht darüber streiten. Bei der Gefälligkeit, die ich heute von Dir erbitten möchte, handelt es sich um eine überaus delikate Sache — um eine Sache, die mir schon seit dem Tode des

armen Fürsten beständig im Kopfe herumgeht und mit der ich doch bis heute nicht ins Reine zu kommen vermochte. Ich habe Dir wohl noch nicht gesagt, daß ich nur durch einen Zufall der Universalerbe meines Oheims geworden bin."

Frithjof sah ihn ungläubig an.

„Nein. Aber das ist wohl auch nicht Dein Ernst. Durch einen Zufall?"

„Ja. Durch eine jener kleinen ironischen Launen des Geschicks, die ich bis dahin immer nur zu meinem Schaden kennen gelernt hatte. Nur weil der Fürst ein wenig abergläubisch war und weil er aus Furcht vor gewissen unheimlichen Vorstellungen sein Testament lieber am Vormittag als am Abend machen wollte, bin ich vor dem Schicksal bewahrt geblieben, von ihm enterbt zu werden."

Und er erzählte dem erstaunt aufhorchenden Freunde von der Unterredung, welche Fürst Stepan Fedorowitsch wenige Stunden vor seinem Tode mit ihm geführt hatte.

„Obwohl der Fürst nicht daran dachte, sein glückliches Hagestolzentum aufzugeben, wollte er mich doch durchaus verheiraten, und wer weiß, ob ich seinen Vorschlag so rundweg zurückgewiesen haben würde, wenn er mir nicht gerade mit dieser

unerhörten Zumutung gekommen wäre. Ich habe die Dame, die er mir zugedacht hatte, niemals gesehen, und es ist ja möglich, daß sie ein Muster aller weiblichen Tugenden ist. Aber es würde auch dadurch nichts an der Thatsache geändert werden, daß sie oder ihre Mutter — was ja im Grunde auf dasselbe hinausläuft — den guten Fürsten seit Jahren mit einem unzerreißbaren Netz umstrickt hatte, um sich seines Nachlasses zu versichern. Ich glaube, er hat diese Frau Margarethe Corbach vor vielen Jahren einmal geliebt und hat ihr — sie war damals natürlich noch ein junges Mädchen — in aller Form seine Hand angetragen. Sie aber gab ihm einen Korb und zog es vor, einen jungen Maler zu heiraten, dessen Persönlichkeit ohne Zweifel einnehmender und bestechender war als die des Fürsten. Erst später, als der Herzallerliebste gestorben war und Weib und Kind in ziemlich dürftigen Verhältnissen zurückgelassen hatte, mag man sich des abgewiesenen Bewerbers erinnert und die zerrissenen Fäden ganz fein und zart wieder angesponnen haben. Ich habe mich um das ganze Spiel niemals sonderlich gekümmert, aber ich weiß, daß die beiden Damen sehr häufig in der Nähe des Fürsten waren und daß er selber

stets mit der zärtlichen Verehrung eines völlig Bethörten von ihnen sprach. Ich sah voraus, welches das Ende sein würde, denn es mußte mir natürlich im innersten Herzen widerstreben, mich mit diesen Damen in einen Wettkampf um seine Gunst einzulassen und mein gutes Recht gegen die niedrigen Kniffe von Erbschleichern zu verteidigen. Ich wußte, daß ihnen der Löwenanteil des Apraxinschen Vermögens zufallen würde, selbst wenn es der klugen Witwe nicht gelang, den Fürsten für sich selbst oder für ihr junges Töchterchen als Gatten einzufangen. Es würde mich kaum wunder genommen haben, wenn mir eines Tages eine derartige Vermählungsanzeige zugegangen wäre, und wenn es selbstverständlich nicht gerade liebevolle Empfindungen waren, welche ich für die Freundinnen meines Oheims hegte, so war ich doch wirklich sehr weit davon entfernt, sie zu hassen. In dem Augenblick aber, da mir der Fürst in vollem Ernst zumutete, mich um die Liebe und um die Hand dieser kleinen Gabriele zu bewerben, fühlte ich doch eine Regung von Zorn und Verachtung in meinem Innern, wie ich sie bis dahin kaum gekannt, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm eine Antwort zu geben, von der ich von vornherein wissen mußte,

daß sie uns für immer trennen würde. Was ich in jenem Augenblick that, war gewiß die größte Thorheit meines an Thorheiten nicht gerade armen Lebens, aber es würde, wenn sich meine Voraussicht erfüllt hätte, vielleicht zugleich das einzige gewesen sein, auf das ich mein Leben lang stolz gewesen wäre. Aus dem Munde des Doktors Bourdaloue weiß ich, daß ich den Fürsten denn auch vollkommen richtig beurteilt hatte. Als er sah, daß für die Verwirklichung des ohne Zweifel von der klugen Madame Corbach ersonnenen Planes keine Aussicht mehr vorhanden sei, zögerte er nicht einen Augenblick, den Sohn seines Bruders, seinen einzigen Blutsverwandten und den letzten Apraxin, zu Gunsten dieser hergelaufenen Abenteuerinnen zu verleugnen, und das verhängnisvolle Testament würde noch vor seinem Tode rechtsgültig und unanfechtbar abgefaßt worden sein, wenn ihn nicht seine abergläubische Furcht bestimmt hätte, das unangenehme Geschäft noch um einige Stunden zu verschieben. Er ahnte ja nicht, daß der Sensenmann bereits seine Knochenhand nach ihm ausgestreckt hatte und daß er guten Grund hatte, eilig zu verrichten, was es für ihn auf Erden noch zu verrichten gab. Er verbrachte den Abend bei einer

Dame von zweifelhaftem Rufe, die in dem Geruch steht, ihre Wohnung zu allerlei von der Polizei nicht gerade gebilligten Dingen herzugeben, und nachdem er dort im Spiel ausnehmend glücklich gewesen war, traf ihn auf der Heimfahrt der Schlag. Er starb, ohne noch einmal das Bewußtsein zurückerlangt zu haben, und da es unzweifelhaft war, daß ein Testament nicht vorhanden sei, mußte mir als dem einzigen Verwandten nach den Bestimmungen des Gesetzes der gesamte Nachlaß zufallen. Mein Oheim war im Grunde ein herzensguter Mensch, und ich hatte bis dahin niemals Anlaß gehabt, mich über ihn zu beklagen. Darum hatte ich seinen Tod nicht gewünscht, und Du weißt, daß meine erste Empfindung, als ich die Kunde davon erhielt, diejenige des Schreckens und der aufrichtigsten Betrübnis war. Später aber, das kann ich nicht leugnen, mischte sich in meine Trauer auch etwas wie Bewunderung für die geistreiche Ironie des Zufalls, der da seine Hand im Spiele gehabt. Weil man einen Notar um vierundzwanzig Stunden zu spät bestellt hatte und weil der arme Fürst vielleicht zu ungelegener Zeit ein paar Gläser Champagner getrunken, mußten die Damen ihr mühsam aufgeführtes Gebäude zu-

sammenbrechen sehen, gerade in dem Augenblick, da nur noch der letzte kleine Schlußstein fehlte. Ich bin nicht so großmütig, daß diese Vorstellung mir nicht einiges Behagen bereitet hätte, denn wenn ich Frau Corbach und ihrem Töchterchen auch alles andere zu verzeihen vermöchte, die abscheuliche Berechnung, die ihrem unwürdigen Anschlag auf meine persönliche Freiheit zu Grunde lag, verzeihe ich ihnen nicht. Aber sie sind, wie ich meine, durch die herbe Enttäuschung schwer genug bestraft. Am Ende handelt es sich doch um zwei schutzlose Frauen, die jetzt vielleicht dem bittersten Elend entgegengehen. Ich war deshalb von vornherein entschlossen, sie für ihre betrogenen Hoffnungen durch eine angemessene Abfindungssumme zu entschädigen, und nur die Form, in welcher ich ihnen das Geld zuwenden sollte, machte mir bisher sehr viel Kopfzerbrechen. Der Gedanke an eine persönliche Berührung ist mir so widerwärtig, daß ich jeder Möglichkeit einer Begegnung bisher mit äußerster Vorsicht aus dem Wege gegangen bin, und daß ich mich auch zu einem schriftlichen Verkehr nicht verstehen möchte. Ich bin also auf die Gefälligkeit eines Vermittlers angewiesen, aber meine anfängliche Absicht, den

Doktor Bourdaloue mit dieser Mission zu betrauen, gab ich bald wieder auf, weil es den beiden Damen gewiß sehr peinlich sein würde, mit einem Manne zu unterhandeln, der über die wahre Natur ihrer Pläne infolge seiner vertrauten Beziehungen zu dem Fürsten kaum im Zweifel sein konnte. Ich komme darum mit meinem Anliegen zu Dir, mein lieber Frithjof, und ich weiß sehr wohl, daß es eine recht delikate und peinliche Aufgabe ist, die ich Dir da zumute. Willst Du sie übernehmen?"

„Ich würde auch tausendmal Schwereres mit Freuden für Dich thun, Konstantin, aber fürchtest Du nicht, daß es mir gerade für die Erfüllung eines solchen Auftrages an der nötigen diplomatischen Gewandtheit fehlen werde?"

„Dies ist eine Sache, für welche es viel weniger diplomatischer Künste, als eines natürlichen Zartgefühls und eines guten Herzens bedarf. Davon aber, daß es Dir gerade an diesen Eigenschaften nicht fehlt, habe ich Beweise genug erhalten, um die schwierige Aufgabe getrost in Deine Hände zu legen. Ich bitte Dich, noch heute oder morgen zu den beiden Damen zu gehen, denn ich höre, daß sie die Absicht haben, Paris schon in der

allernächsten Zeit wieder zu verlassen. Doktor Bourdaloue wird Dir ihre Adresse geben, denn ich selbst habe bisher kein Interesse daran gehabt, mich über dieselbe zu unterrichten. Du wirst ja bald sehen, wie es um ihre Verhältnisse bestellt ist, und Du wirst je nach der Beschaffenheit derselben die Höhe und die Form des Anerbietens einrichten, das Du ihnen in meinem Namen machst. Ich gebe Dir unumschränkte Vollmacht dazu und erkläre von vornherein, daß ich zu allem meine Zustimmung erteilen werde. Vielleicht werden dreimalhunderttausend Franken für eine angemessene Abfindung gelten können, aber es soll mir auf hunderttausend mehr auch nicht ankommen, wenn ich die Geschichte damit nur ein- für allemal aus dem Kopfe habe. Am liebsten wäre mir's, offen gestanden, wenn ich gar nichts mehr davon zu hören brauchte und wenn Du die Sache im Einverständnis mit Bourdaloue, der Dir das erforderliche Geld anweisen wird, ganz nach Deinem Ermessen ordnen wolltest."

Frithjof Alström schüttelte den Kopf.

„Immer Bourdaloue!" sagte er. „Nimm mir's nicht übel, Konstantin, aber es ist mir zuweilen, als ob Du besser daran thätest, diesen Doktor nicht

in allem und jedem zu Deinem Vertrauten zu machen. Es ist bei all seiner Verbindlichkeit und Liebenswürdigkeit etwas an ihm, das mich immer wieder abstößt und mich mit einem gewissen instinktiven Mißtrauen gegen ihn erfüllt."

„Ich verstehe diese Empfindung sehr wohl," lachte Fürst Apraxin. „Es ist der natürliche Widerwille Deines Kindergemütes gegen seine blasierte Verderbtheit. Er ist ein alter Fuchs, der schon mit allen Hunden gehetzt worden ist — das weiß niemand besser als ich, und ich denke auch nicht daran, mich seiner zu anderen Dingen zu bedienen, als zu solchen, bei denen es auf Scharfsinn, Verschlagenheit und aalglatte Gewandtheit ankommt. Ich gebe für seine Charakterfestigkeit nicht einen Sou; aber es liegt so sehr in seinem eigenen Interesse, mir treu zu sein, daß ich mich ganz getrost auf seine Ergebenheit verlassen darf. Mag er mich immerhin in Kleinigkeiten betrügen — er ist doch viel zu klug, um es jemals im Großen zu thun."

Es war unverkennbar, daß er die Warnung des Freundes damit als abgethan betrachtete und daß er sich in weitere Erörterungen darüber nicht einzulassen wünschte. Nach einem raschen Blick

auf seine Taschenuhr sprang er hastig auf und schüttelte dem jungen Musiker noch einmal die Hand.

„Ich danke Dir für Deine Bereitwilligkeit, mein lieber Frithjof, und ich bitte Dich schon jetzt um Entschuldigung für all die Widerwärtigkeiten, welche Du durch die Erfüllung meiner Bitte auf Dich nimmst. Aber ich konnte es Dir nicht ersparen, weil ich doch nicht gut einem anderen diese ganze Geschichte erzählen durfte. In Zukunft wirst Du mit Missionen solcher Art gewiß nicht wieder behelligt werden."

Er verließ das Zimmer und Frithjof kehrte mit nachdenklichem Gesicht an das Instrument zurück. Doch er gab das begonnene Spiel schon nach den ersten Griffen wieder auf; denn was er da soeben aus dem Munde des Fürsten vernommen hatte, beschäftigte seinen Geist doch noch viel zu sehr, als daß ihm Aufmerksamkeit genug für etwas anderes übrig geblieben wäre. Er fürchtete sich ein wenig vor der eigentümlichen Aufgabe, die ihm so unerwartet zugefallen war, aber er empfand doch zugleich etwas wie lebhafte Neugier, die junge Dame kennen zu lernen, gegen die sein fürstlicher Freund im Tone der vollsten Ueberzeugung eine so schwere Anklage hatte erheben können.

Drittes Kapitel.

In seinem Bibliothekzimmer wurde Fürst Konstantin Apraxin bereits von dem Doktor Etienne Bourdaloue erwartet, der aus Stepan Fedorowitschs Privatsekretär sich sehr bereitwillig in den seines Neffen verwandelt hatte. Vielleicht waren seine Haltung und sein Benehmen dem jungen Fürsten gegenüber um ein Geringes weniger dreist und vertraulich; aber für einen aufmerksamen Beobachter wäre es doch unverkennbar gewesen, daß auch zwischen ihnen bereits intimere Beziehungen bestanden, als sie sonst zwischen Herrn und Diener vorhanden zu sein pflegen.

„Nun?" fragte der Fürst mit einem etwas unwilligen Blick auf das ansehnliche Häufchen von Briefschaften, die der Doktor auf seinen Schreibtisch niedergelegt hatte. „Haben Sie die Sachen schon durchgesehen? Und ist es unumgänglich not-

wendig, daß ich mich noch selber damit befasse?"

„Nichts als Bettelbriefe, Durchlaucht! Diejenigen Billette, deren Aufschrift von einer Damenhand herzurühren schien, habe ich natürlich nicht geöffnet."

Konstantin überflog die Adressen der bezeichneten Briefe und schob sie dann gleichgültig mit den übrigen Bourdaloue wieder zu.

„Sie mögen sie getrost erbrechen, denn mir ist keine von den Handschriften bekannt. Bewilligen Sie, was Ihnen der Bewilligung wert erscheint. Sie werden ja am besten wissen, wie weit wir darin gehen dürfen."

„Zu dienen, Durchlaucht! Aber es sind doch einige Fälle darunter, in denen ich nicht gern auf meine eigene Verantwortung hin . . ."

Der Fürst unterbrach ihn durch eine ungeduldig abwehrende Handbewegung.

„Nein, nein, das ist Ihre Sache! Ich will mir ein- für allemal nicht durch herzbewegliche Schilderungen von Elend und Not die Stimmung verderben lassen. — Haben Sie den Auftrag ausgeführt, den ich Ihnen gestern abend erteilte?"

„Der Strauß ist schon vor einer Stunde dem Fräulein Victoria Delonda überreicht worden. Nur

Maréchal Niel-Rosen und seltene Orchideen, wie Eure Durchlaucht es befohlen hatten."

„Und der Schmuck? Haben Sie Sorge getragen, daß er geschickt in den Blumen verborgen wurde?"

Doktor Bourdaloue lächelte fein.

„O, ich verstehe mich ein wenig auf diese Dinge. Auch Fürst Stepan Fedorowitsch liebte es, seine kleinen Geschenke unter Umständen in dieser Form anzubringen, nicht gerade auffällig und doch so, daß mans nicht übersehen kann. — Durchlaucht werden sich ja selbst von der Wirkung überzeugen können."

„Gut! — Und das, was Sie mir gestern über die beiden Damen berichteten — ich kann mit Sicherheit annehmen, daß Ihre Informationen ganz zuverlässige waren?"

„Ich verbürge mich dafür. Madame Irene Delonda hat noch vor fünf oder sechs Jahren in Deutschland als Sängerin die Bühne betreten, ihr Gatte war seines Zeichens ebenfalls Opernsänger und die romantische Geschichte von dem hohen Offizier, der angeblich Fräulein Victorias Vater sein soll, ist ohne allen Zweifel nichts als ein Phantasiegebilde der gnädigen Frau."

Fürst Apraxin schüttelte wie in nur halb besiegtem Zweifel den Kopf.

„Ich will Ihnen Glauben schenken, Doktor, aber ich verhehle Ihnen nicht, daß Ihre Enthüllungen wenig wahrscheinlich klingen. Die Damen Delonda gehören ihrem persönlichen Auftreten wie ihrer ganzen Lebensführung nach durchaus der besten Gesellschaft an, niemand kann einen Vorwurf gegen sie erheben, und wenn Ihre Erzählung zutrifft, wäre es doch schwer begreiflich, woher sie bei einer solchen Vergangenheit die Mittel zur Bestreitung ihrer kostspieligen Daseinsgewohnheiten nehmen sollten."

Wieder erschien ein kleines, überlegenes Lächeln auf Doktor Bourdaloues klugem Gesicht.

„Derartige Rätsel, Durchlaucht, begegnen einem hier in Paris ja auf Schritt und Tritt. Es ist nicht immer ganz leicht, ihre Lösung zu finden, aber bei einiger Aufmerksamkeit kommt man dem Geheimnis, das ihnen zu Grunde liegt, doch wohl immer auf die Spur."

„Das heißt, Sie trauen sich auch in diesem Falle das Talent zu, die Lösung des Rätsels zu finden?"

„Wenn mir Zeit genug dazu bleibt — ganz gewiß!“

„Nun wohl, so versuchen Sie es! Aber vergessen Sie dabei nicht, daß ich nur unbedingt verbürgte und zuverlässige Nachrichten zu erhalten wünsche.“

Auf die verabschiedende Gebärde des Fürsten hin nahm Doktor Bourdaloue die Briefschaften an sich und ging. Konstantin durchmaß ein paar mal mit ernstem Gesicht und nachdenklich gerunzelter Stirn das Zimmer.

„Also wirklich Glücksjägerinnen!“ sagte er vor sich hin. „Nun wohl — um so besser! Desto weniger Mühe wird es ja kosten, sie zu gewinnen.“

Er begab sich in sein Ankleidezimmer und klingelte nach dem Kammerdiener. Eine Viertelstunde später fuhr er in Besuchstoilette aus und sein Koupee hielt nach ziemlich langer Fahrt vor einem jener reizenden, kleinen Häuser in Passy, deren das ehemalige Dorf so viele aufzuweisen hat.

Eine hübsche, junge Zofe in kokettem, weißem Häubchen öffnete ihm die Thür und führte ihn in ein elegant ausgestattetes Empfangszimmer.

„Wollen Durchlaucht die Güte haben, sich nur einen Augenblick zu gedulden,“ sagte sie. „Madame

ist noch bei der Toilette, aber das gnädige Fräulein wird gewiß sogleich erscheinen."

Ein prächtiger Strauß von Rosen und Orchideen stand auf dem Tische des Salons, und Fürst Apraxin konnte sich, sobald er allein war, mit einem raschen Blick davon überzeugen, daß das kleine Etui, welches Doktor Bourdaloue in geschickter Erfüllung seines Auftrags zwischen den Blumen versteckt hatte, noch nicht entdeckt oder wenigstens noch nicht von seinem Platze entfernt worden war.

Ein paar Minuten vergingen; dann rauschte ein Frauengewand über den Teppich des Nebengemachs, und die hohe, wahrhaft königliche Gestalt einer ungewöhnlich schönen, jungen Dame erschien in der offenen Thür. Der kostbare Schlafrock aus hellfarbigem Sammet, dessen weiche Falten ihren herrlichen Wuchs mehr verrieten als verhüllten, war ohne Zweifel das Meisterwerk eines genialen Modisten, der sich ebenso geschickt darauf verstanden hatte, seine eigene Kunst, als darauf, die Reize der schönen Trägerin zur Geltung zu bringen.

Konstantin war ihr um einige Schritte entgegengegangen und er drückte die Hand, welche sie

ihm zum Gruße dargeboten, sehr lange und sehr zärtlich an seine Lippen.

„Sie haben mich in Verlegenheit gesetzt, mein Fürst," sagte sie mit wohlklingender, etwas dunkel gefärbter Stimme. „Wie soll ich es anfangen, Ihnen für diese neue Aufmerksamkeit nach Gebühr zu danken! Wissen Sie auch, daß es gerade meine Lieblingsblumen sind, mit denen Sie mich da erfreut haben?"

„Ich sah, mit welchem Entzücken Sie vor einigen Tagen einen ähnlichen Strauß in der Auslage eines Blumenhändlers betrachteten, und ich schloß daraus, daß Sie diese beneidenswerten Blumen besonders lieben müßten."

„Sie sind ein sehr aufmerksamer Beobachter und man wird sich vor Ihnen in Acht nehmen müssen," sagte sie mit einem reizenden Lächeln, indem sie auf einen Sessel deutete und sich dem Fürsten gegenüber niederließ. „Aber warum nennen Sie sie beneidenswert — die armen Blüten? Ich muß gestehen, daß ich diese kurzlebigen Meisterwerke der Natur trotz aller Bewunderung niemals ohne ein Gefühl leiser Wehmut betrachten kann."

„Aber geht es uns denn besser als ihnen?

Sind wir nicht ebenso kurzlebig wie sie und sind wir nicht im Gegenteil noch viel mehr zu beklagen, da wir gar so genau im voraus wissen, wie flüchtig unsere Freuden sind? Nein, Fräulein Victoria, nicht wehmütig sollten wir uns durch den Anblick dieser vergänglichen Pracht von Formen und Farben und Düften stimmen lassen, sondern wir sollten ihn vielmehr als eine Mahnung nehmen, die Freuden des Daseins gründlich auszukosten, solange uns noch die Fähigkeit dazu gegeben ist. Gerade die Blumen, die sich jedem Sonnenstrahl erschließen und die es keinem Schmetterling verwehren, seine zarten Fühlerchen in ihren Kelch zu tauchen — gerade sie könnten uns die einzig wahre Lebensweisheit lehren. Nur die Stunde, in der wir leben, ist ganz unser eigen, und wohl uns, wenn es eine Stunde voll Glück und Sonnenschein ist. Wer weiß, ob uns nicht schon morgen ein giftiger Gluthauch verdorrt oder eines ungeschickten Schnitters Sichel fällt! Jugend und Schönheit, sie sind wie die leuchtenden und flimmernden Schätze aus dem Märchen, die für die Dauer einer einzigen Nacht ihren Besitzer zum Krösus machen, um ihm früh morgens beim Erwachen als ein wertloses Häuflein Asche zu Füßen zu liegen."

Der Fürst hatte mit großer Lebhaftigkeit gesprochen und wie in Bewunderung hingen die wunderschönen, dunkeln Augen der jungen Dame an seinem Gesicht.

„Sie sind ja ein Poet, mein Fürst! Ich muß gestehen, daß ich gerade diese Eigenschaft am wenigsten in Ihnen vermutet hätte."

„Und warum nicht? Hielten Sie mich für zu oberflächlich und zu gedankenlos, als daß ich einer tieferen Regung fähig sein könnte?"

„Dürfen Sie es mir übel nehmen? Sie haben sich mir bisher niemals anders als von der Seite des heitern und liebenswürdigen Gesellschafters gezeigt, und man hat bei der landläufigen Art des Gesprächs ja auch so selten Gelegenheit, ernsthaftere Dinge zu berühren. — Was aber Ihre Blumenweisheit anbetrifft, mein Fürst, so mag sie recht gut sein für Männer, für ein junges Mädchen aber wäre es doch wohl ein sehr gefährliches Ding, sie sich zu eigen zu machen."

Fürst Apraxin brachte durch eine geschickte Bewegung seinen kleinen Sessel dem ihrigen noch näher und neigte sich vertraulich gegen sie.

„Nicht doch, Fräulein Victoria," sagte er, ihr mit einem heißen Blick in die Augen sehend. „Es

kommt eben nur darauf an, ihr die rechte Deutung zu geben. Wollen Sie mich zu Ihrem Lehrmeister annehmen für diese Kunst?"

Victoria lehnte ihren geschmeidigen Oberkörper zurück, wie um seinem allzu kühnen Andringen auszuweichen. Es war eine eigentümlich bedeutsame Betonung in ihren Worten, als sie sagte: „Ich bin überzeugt, daß es Eurer Durchlaucht an Uebung und Erfahrung dazu nicht fehlen würde; aber wir Frauen sind um unserer Selbstachtung willen leider genötigt, unsere Wißbegierde durch bestimmte Gesetze und Ueberlieferungen zügeln zu lassen, die noch keine unseres Geschlechts ungestraft verletzte."

Nach dem Ausdruck seines blassen Gesichts zu urteilen, war es eine leidenschaftlich feurige Erwiderung, die ihm auf den Lippen schwebte. Aber er kam nicht mehr dazu, sie auszusprechen, denn in diesem Augenblick wurden sie durch den Eintritt einer Dame unterbrochen, die auf den ersten Blick viel eher als eine ältere Schwester denn als die Mutter der schönen Victoria Delonda erschien. Die Aehnlichkeit zwischen beiden war eine ganz unverkennbare, wenn sich auch bei näherem Hinsehen erwies, daß Frau Irene Delonda im Gegensatz

zu ihrer Tochter den besten Teil ihrer Schönheit und ihres jugendlichen Aussehens künstlicher Nachhilfe verdankte. Daß sie erst zu so vorgerückter Vormittagsstunde mit ihrer Toilette fertig geworden war, konnte kaum noch Wunder nehmen, wenn man sah, wie ausgedehnte Verwendung Schminke, Puder und Augenpinsel bei der Zurichtung ihres Antlitzes gefunden hatten.

Mit fast übergroßer Liebenswürdigkeit, aber durchaus mit den Manieren einer Dame von Welt hieß sie den Fürsten willkommen, und Konstantin verriet in seinem Benehmen nicht, wie wenig erwünscht ihm die Störung war. Ihre Unterhaltung bewegte sich von jetzt ab nur um ziemlich gleichgültige und nichtssagende Dinge, um Theater-Vorstellungen, neue Romane und um einige pikante Klatschgeschichten, welche eben jetzt in den Kreisen der oberen Zehntausend von Paris Sensation erregten. Aber die Augen des Fürsten redeten dabei freilich eine ganz andere Sprache als seine Lippen, mit glühendem, begehrlichem Blick hingen sie fast unverwandt an Victorias herrlichem Antlitz, und sie hätte wahrlich kein Weib sein müssen, um diese stumme und doch so leidenschaftlich beredte Sprache nicht zu verstehen. In ihrem Verhalten

freilich war nichts, das er für eine unzweideutige Ermutigung hätte nehmen dürfen. Sie behandelte ihn sehr liebenswürdig, und das Lächeln, welches zuweilen, wenn sie zu ihm aufsah, um ihre Lippen spielte, war von bezaubernder Freundlichkeit; aber in alledem war doch eine viel zu kühle Gelassenheit, eine viel zu unnahbare Ruhe, als daß Konstantin sich völlig hätte befriedigt fühlen können.

Ihr Gespräch mochte etwa eine halbe Stunde gewährt haben, als Victoria ganz beiläufig ihre Mutter fragte: „Hat uns nicht der Vicomte de Latouche für heute vormittag seinen Besuch angekündigt, Mama?“

Ein Schatten des Verdrusses legte sich über das Gesicht des Fürsten, und fast unmittelbar, nachdem Madame Delonda die Frage ihrer Tochter bejaht hatte, stand er hastig auf.

„Sie erinnern mich daran, daß auch ich noch einige Besuche zu machen habe. Werden Sie mir gestatten, meine Damen, mich morgen wieder nach Ihrem Befinden zu erkundigen?“

Die von einem bedeutsamen Blick begleitete Frage war eigentlich an Victoria gerichtet gewesen, doch Frau Irene war es, die ihm statt der Ge=

fragten die sehr verbindlich zusagende Antwort darauf erteilte.

Nur als er ihr zum Abschied die Hand küßte, sagte die junge Dame:

„Noch einmal danke ich Ihnen für Ihre herrlichen Blumen, mein Fürst, aber ich bitte Sie, doch für Ihre liebenswürdigen Aufmerksamkeiten künftig eine minder kostbare Form zu wählen. Ein Veilchenstrauß, den Sie selber mir überbringen, wird mir gewiß nicht geringere Freude bereiten."

Fürst Konstantin verbeugte sich stumm; noch aber war der Klang seiner sich entfernenden Schritte nicht verhallt, als das bezaubernde Lächeln von Victorias schönem Antlitz verschwand, um einem ganz veränderten, keineswegs freundlichen Ausdruck Platz zu machen.

„Du konntest wahrhaftig nicht zu einer gelegeneren Zeit kommen, Mama," sagte sie ironisch. „Ich muß Dir das Kompliment machen, daß Du Dich zuweilen bewunderungswürdig darauf verstehst, Ungeschicklichkeiten zu begehen."

Frau Irene Delonda sah sehr betreten aus.

„Mein Gott, wie konnte ich das ahnen! Er war also wirklich im Begriff, Dir eine Erklärung zu machen?"

„Ja, wenn auch eine Erklärung von anderer Art, als sie uns erwünscht sein kann. Er glaubt mich zu lieben, aber er denkt natürlich nicht daran, mir seine Hand anzutragen. Wärest Du nicht so unzeitig dazwischen gekommen, so würde ich vielleicht noch Gelegenheit gefunden haben, ihm zu sagen, daß wir uns unter solchen Umständen seine ferneren Besuche werden verbitten müssen.“

„Nun, dem Himmel sei Dank, daß ich Dich ahnungslos daran verhindert habe, eine solche Thorheit zu begehen. Du weißt, in welcher Lage wir uns befinden und daß wir alle unsere Hoffnungen auf den Fürsten setzen müssen, wenn Du Dich doch einmal nicht entschließen kannst, diesen liebenswürdigen Vicomte, der Dich auf der Stelle heiraten würde, zum Manne zu nehmen.“

Victoria schürzte geringschätzig die Oberlippe.

„Sprich mir doch nicht immer wieder von ihm, Mama! Hast Du mich etwa für ein so bescheidenes Leben erzogen, wie ich es an seiner Seite führen müßte? Nein, ehe ich mich zu einem Gatten mit nur vierundzwanzigtausend Franken jährlicher Rente entschlösse, müßte ich doch noch um einige Jahre älter geworden sein. Und außerdem — dieser Vicomte ist mir unsäglich widerwärtig und ich

würde ihn längst für immer weggeschickt haben, wenn er sich nicht so gut gegen den Fürsten ausspielen ließe. Apraxin ist im Grunde seines Herzens rasend eifersüchtig auf den armen Latouche. Hast Du denn nicht gesehen, welche Wirkung vorhin die bloße Nennung seines Namens auf ihn übte?"

„Allerdings! Aber ich konnte nicht begreifen, welchen Grund Du dazu hattest, den Fürsten zu verscheuchen."

„Ich wollte verhindern, daß sie hier zusammenträfen, denn ich habe meine ganz besonderen Absichten mit den beiden. Es wird notwendig sein, den Fürsten auf etwas eindringliche Art davon zu überzeugen, daß er mich nicht mit denselben Mitteln erobern kann, die sich ihm vielleicht bei anderen Damen bewährt haben, und daß ich nicht wie jene gezwungen bin, mich ungestraft beleidigen zu lassen."

„Um Gottes willen, Victoria, was ist das für eine Sprache? Ich verstehe von alledem nicht ein Wort."

Die junge Dame deutete durch eine leichte Bewegung des stolzen Hauptes auf die prächtige Blumengabe des Fürsten hin.

„Möchtest Du Dir den Strauß, den Apraxin mir heute morgen sandte, nicht einmal etwas näher ansehen, Mama?"

Frau Irene beeilte sich, dieser Aufforderung nachzukommen, und ihre geübten Augen hatten rasch das Etui zwischen den Blüten erspäht. Hastig zog sie es hervor und ein Ausruf freudiger Ueberraschung entfuhr ihrem Munde, da sie es geöffnet hatte. Der Schmuckgegenstand, der ihr entgegenblinkte, war von geringem Umfange, aber dennoch ein wahrhaft fürstliches Geschenk. Die kleine Brosche bestand aus einer einzigen von Brillanten eingefaßten Perle, und diese Perle war nicht nur von so ungewöhnlicher Größe, sondern auch von so tadelloser Form und von so wunderbarem, gleichmäßigem Glanze, daß man sicherlich bei allen Juwelieren von Paris vergebens nach einem zweiten ebenbürtigen Exemplar gesucht haben würde.

„Welch eine kostbare Gabe!" rief Madame Delonda in hellem Entzücken. „Eine Prinzessin könnte Dich um dieses Kleinod beneiden, Kind! Dieser Fürst hat den erlesenen Geschmack eines wahren Aristokraten, und ich glaube, Du hast ihm nicht einmal ein Wort des Dankes gesagt."

„Ich ließ ihn in dem Glauben, daß ich von

dem Dasein des Schmuckes noch gar nichts bemerkt habe. Wäre ich sonst doch gezwungen gewesen, ihm denselben vor die Füße zu werfen."

Frau Irene starrte ihre Tochter in verständnislosem Erstaunen an.

„Vor die Füße —? Du hättest also daran denken können, ihn wieder herzugeben?"

„Ist es etwa in der guten Gesellschaft Brauch, Mama, daß man einer Dame, mit der man weder verwandt noch verlobt ist, ohne jeden äußeren Anlaß derartige Präsente macht? Konnte der Fürst seine wahre Gesinnung und die Verachtung, mit der er auf uns herabblickt, deutlicher an den Tag legen als durch diese Art, mich zu beschenken? Behielte ich den Schmuck, so wäre das nichts anderes als eine Bestätigung dafür, daß er uns richtig beurteilt habe, und ich will tausendmal lieber gleich jetzt für immer auf die Aussicht verzichten, eine Fürstin Apraxin zu heißen, als daß ich mich soweit erniedrigte. Er soll erfahren, daß er sich getäuscht hat, und der Vicomte soll es sein, der ihm sein beleidigendes Geschenk zurückbringt."

„Welch ein frevelhafter Gedanke!" rief Madame Delonda entsetzt. „Stellst Du Dir denn gar nicht vor, welche Folgen daraus entstehen könnten?"

„O, ich bin darüber nicht im Zweifel! Aber was auch immer sich daraus ergeben möge, es kann mich unter keinen Umständen weiter von der Erfüllung meiner Wünsche entfernen, als eine Annahme dieser demütigenden Gabe es unfehlbar thun würde. Konstantin Apraxin ist so genußmüde und blasiert, daß nur noch das Ungewöhnliche einen Reiz auf ihn auszuüben vermag. Vielleicht wird das Weib, das er von dem Degen eines Nebenbuhlers verteidigt sieht, ihm plötzlich doppelt begehrenswert erscheinen."

„Der Herr Vicomte de Latouche!" meldete in diesem Moment die Zofe, und wie dämonische Siegesgewißheit sprühte es in Victorias dunkeln Augen auf. Ohne sich um das hülflose Gesicht und die flehende Gebärde ihrer Mutter zu kümmern, warf sie das stolze Köpfchen in den Nacken zurück und sagte in einem Tone, aus welchem Frau Irene nur zu deutlich die Unerschütterlichkeit ihres Entschlusses heraushörte: „Der Herr Vicomte ist uns willkommen."

Viertes Kapitel.

Frithjof Alström hatte die Freundinnen des armen Stepan Fedorowitsch nach dem Bilde, welches ihm der Fürst von ihrer berechnenden Klugheit entworfen, in ziemlich glänzender oder doch wenigstens behaglicher Umgebung zu finden erwartet. Zu seiner Enttäuschung erwies sich nun das Haus, welches er nach Doktor Bourdaloues Angabe aufgesucht hatte, als ein Hotel Garni bescheidenster Art, wie es arme Gouvernanten nnd Handlungskommis, die nach Paris kommen, um dort eine Stellung zu finden, wohl als erstes Quartier zu benutzen pflegen. Ein mürrischer Pförtner wies ihn auf seine Frage ziemlich barsch in den dritten Stock hinauf, und Frithjof tastete sich mühsam über eine enge, schmutzige, halbdunkle Wendeltreppe empor. Oben mündeten drei Thüren in den Stiegenflur; zwei von ihnen waren verschlossen

und zeigten Visitenkarten mit Namen, die für den jungen Künstler ohne Interesse waren. Die dritte Thür aber, an welcher sich kein Name befand, war nur leicht angelehnt und er glaubte das gedämpfte Geräusch mehrerer Stimmen dahinter zu vernehmen.

Frithjof klopfte wiederholt, doch er blieb ohne Antwort. Niemand schien ihn zu hören, und wenn er nicht unverrichteter Sache wieder umkehren wollte, mußte er sich wohl entschließen, einzutreten, ohne eine ausdrückliche Aufforderung dazu abzuwarten. Es war ein kleiner, ziemlich finsterer Vorraum, in welchem er jetzt stand, und hinter einer Thür zu seiner Linken hörte er nun mit voller Deutlichkeit dieselbe Stimme, deren Klang draußen nur in einzelnen gedämpften und unverständlichen Lauten an sein Ohr gedrungen war. Es war eine tiefe, rauhe Männerstimme, welche in polternder Erregung die einzelnen Worte hervorstieß, und die ausgeprägte, schweizerische Dialektfärbung, mit welcher der Redende sich der deutschen Sprache bediente, gab seiner ohnedies nicht sehr gewählten Ausdrucksweise etwas besonders Widerwärtiges und Brutales.

Es hatte gewiß nicht in Frithjofs Absicht ge-

legen, den Horcher zu machen, aber während er nun unschlüssig zauderte, wohin er sich wenden solle, mußte er wohl auch wider seinen Willen zum Zeugen des Gesprächs werden, welches da drinnen geführt wurde.

„Wenn Sie geglaubt haben, daß Sie so leicht mit mir fertig werden könnten, so kennen Sie eben den Anton Ronegger schlecht!“ polterte der Mann. „Ich steh auf meinem Schein und ich geh nicht von der Stelle, bis ich mein Recht erlangt hab. Das wäre mir eine schöne Geschichte, wenn ich mich sollt um meinen Verdienst bringen lassen, nur weil so ein hergelaufenes Frauenzimmer sich anstellt wie eine Prinzessin. Sie haben meine Meinung gehört und ich sags Ihnen nochmal: es ist mein letztes Wort gewesen. Entweder das Fräulein geht sofort mit mir, um die Stellung anzutreten, die ich ihr verschafft hab, oder Sie zahlen mir die tausend Franken Schadenersatz, wozu Sie sich in dem Revers ausdrücklich verpflichtet haben. Fünf Minuten gebe ich Ihnen noch Zeit, sich das Ding zu überlegen. Dann aber heißts entweder — oder, und ich verspreche Ihnen, daß Sie mich nit von meiner sanften Seite kennen lernen sollen, wenn ich auch dann noch keine vernünftige Antwort krieg!“

Eine weibliche Stimme, die von Thränen halb erstickt schien, sodaß Frithjof sie nicht zu verstehen vermochte, gab ihm Antwort, aber ihre Erwiderung schien den Zorn des wütenden Herrn Ronegger nur noch mehr gereizt zu haben, denn er fuhr überlaut und schreiend fort: „Was sagen Sie da? In eine Falle hätte ich Sie gelockt — eine schimpfliche Handlung hätte ich begangen? — Oho, aus dem Tone laß ich mit mir nit reden! — Die Gerichte — ja, wenden Sie sich nur an die Gerichte! Die Richter in Paris haben bessere Dinge zu thun, als sich mit den Querelen von zimperlichen deutschen Gouvernanten zu befassen. Zuerst komme ich mit meinem Schein. Denn ich habe es schwarz auf weiß, davon läßt sich nichts wegdisputieren. Hernach mögen Sie ja meinetwegen zusehen, ob Sie mir was anhaben können. Vorerst aber will ich mein Geld haben, oder ich lasse sie alle beide als hergelaufene Schwindlerinnen in das Gefängnis sperren — das schwöre ich Ihnen zu!“

Ein Schrei des Entsetzens aus weiblichem Munde folgte dieser Drohung und im nächsten Moment stand Frithjof Alström auf der Schwelle des Zimmers, dessen Thür er ohne weiteres Be-

sinnen aufgerissen hatte. Die Lage, über die er schon durch die eben vernommenen Gesprächsfragmente hatte aufgeklärt werden können, ließ sich nun mit einem einzigen Blick erfassen.

Inmitten des dürftig ausgestatteten, unbehaglichen Gasthofzimmers stand ein vielleicht vierzigjähriger Mann mit einem Stiernacken und von mächtiger vierschrötiger Gestalt. Sein widerwärtiges, gedunsenes Gesicht, das Gesicht eines Säufers, war vom Zorn gerötet und in seinen kleinen, verquollenen Augen glitzerte es tückisch. Wie in Furcht vor einem thätlichen Angriff hatten sich die beiden Frauen, gegen die er seine Drohungen geschleudert, so weit als möglich von ihm zurückgezogen. An dem einzigen Fenster des kleinen Gemaches, von dem hell hereindringenden Sonnenschein scharf beleuchtet, stand eine groß und schlank gewachsene Frau, deren Antlitz die unverkennbaren Spuren ehemaliger Schönheit zeigte, obwohl es durch die eingefallenen Wangen und durch manche herbe Linie des Kummers vorzeitig gealtert schien und obwohl ihr schlicht gescheiteltes Haar an den Schläfen bereits leicht zu ergrauen begann. Wie zum Schutze hatte sie ihren Arm um den fast noch kinderhaft zarten Körper eines jungen Mädchens

gelegt, das sich eng an ihre Seite schmiegte und das thränenüberströmte Gesichtchen an die Schulter der Mutter lehnte. Grade auf dies Gesicht waren Frithjof Alströms Augen bei seinem Eintritt zuerst gefallen und der rührende Ausdruck eines namenlosen Jammers in den lieblichen Zügen hatte seinen Unwillen gegen den rohen Gesellen bis zu beinahe leidenschaftlichem Zorne gesteigert. Hoch aufgerichtet trat er zwischen Anton Ronegger und die beiden Frauen.

„Was unterstehen Sie sich, Herr!“ herrschte er ihn in einem Tone an, der über seine Entschlossenheit keinen Zweifel lassen konnte. „Wissen Sie nicht, wie man sich Damen gegenüber zu benehmen hat, oder glauben Sie, ihre vermeintliche Schutzlosigkeit ungestraft mißbrauchen zu dürfen? Sie sehen wohl, daß Sie sich darin verrechnet haben. Auf der Stelle werden Sie dies Zimmer und dies Haus verlassen! — Soweit Ihre Ansprüche berechtigt sind, stehe ich für die Erfüllung derselben ein. Hier ist meine Karte.“

In einiger Bestürzung war Herr Anton Ronegger um einen Schritt zurückgewichen, als er den beiden Frauen so unerwartet einen Ritter erstehen sah, mit dem sich allem Anschein nach nicht

spaßen ließ. Wohl hatte sich gleich danach sein Mund zu einem spöttischen Grinsen verzogen und es schien, als ob ihm ein höhnisches Wort auf der Zunge läge, aber die funkelnden Augen Frithjofs bestimmten ihn doch, dies giftige Wort unausgesprochen zu lassen. Er nahm die Karte, die jener ihm überreicht hatte, in Empfang und steckte sie, nachdem er ihre Aufschrift flüchtig überflogen, in die Tasche.

„Nun wohl, mir solls gleichgültig sein, durch wen ich zu meinem Rechte komme," meinte er in einem wesentlich milderen Tone. „Aber ich laß mich nit an der Nase herumführen, das sag ich Ihnen von vornherein, mein Herr!"

Mit ausgestrecktem Arm deutete Frithjof auf die Thür.

„Gehen Sie!" befahl er, „und hüten Sie sich wohl, noch einmal unter diesem Dache zu erscheinen!"

Herr Anton Ronegger zog sich zurück und erst als er sich nun mit den beiden Frauen allein sah, kam dem jungen Musiker die fast ungeheuerliche Dreistigkeit seines Benehmens zum Bewußtsein. Im Gegensatz zu der männlich kühnen, herausfordernden Haltung, die er noch soeben ihrem

brutalen Bedränger gegenüber angenommen, wandte er sich mit allen Anzeichen großer Verlegenheit gegen die bestürzten Damen, und es bereitete ihm sichtlich schon eine gewisse Erleichterung, daß er nicht genötigt war, das erste Wort zu ihnen zu sprechen.

„Wir müssen Ihnen von Herzen dankbar sein, mein Herr,“ sagte die ältere der beiden, „daß Ihre Dazwischenkunft uns für den Augenblick vor weiteren Beschimpfungen durch diesen Menschen bewahrt hat; aber Sie werden es verzeihlich finden, wenn ich nicht recht weiß, wodurch wir uns diese so unerwartet kommende Hilfe verdient haben.“

„Ich habe Sie allerdings wegen meiner unberufenen Einmischung um Verzeihung zu bitten, meine Damen,“ erwiderte Frithjof freimütig. „Aber nur, weil mir auf mein wiederholtes Klopfen an der äußeren Thür nicht geantwortet wurde, trat ich in die Wohnung ein und wurde so ohne mein Dazuthun Zeuge der letzten Worte dieses rohen Gesellen. Da ich annehmen durfte, daß Sie für den Augenblick über keinen anderen Schutz verfügten, glaubte ich nicht länger unthätig bleiben zu dürfen, selbst auf die Gefahr hin, daß ich

von Ihnen für indiskret oder zudringlich gehalten würde."

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß Sie uns aus einer sehr peinlichen Lage befreit haben und daß wir weit davon entfernt sind, in Ihrem Einschreiten eine Zudringlichkeit zu erblicken. Aber da Sie der Zufall nun einmal teilweise in unsere Angelegenheiten eingeweiht hat, ist es wohl meine Pflicht, Ihnen über den Vorgang, zu dessen Zeugen Sie soeben geworden sind, eine nähere Aufklärung zu geben. Sie werden daraus entnehmen können, ob dieser Herr Ronegger wirklich in seinem Rechte war, und ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir vielleicht einen Rat für mein ferneres Verhalten erteilen können. Ich heiße Margarete Corbach und bin seit einer Reihe von Jahren verwitwet. Obwohl wir Deutsche sind, mußte ich doch meiner angegriffenen Gesundheit wegen mit meiner Tochter zumeist in der Schweiz und in Oberitalien leben. Das kleine Vermögen, welches mein Gatte mir hinterlassen, hatte ich auf den Rat eines Bekannten einem Berliner Bankier anvertraut, und bei der großen Entfernung, die mich von ihm trennte, drang nichts von den nachteiligen Gerüchten zu mir, die über die Person

und die Verhältnisse dieses Mannes schon seit längerer Zeit im Umlauf gewesen sein sollen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich vielmehr vor einigen Monaten die Kunde, daß jener Bankier sich nach Verübung zahlreicher Betrügereien erschossen habe, daß über seine Hinterlassenschaft der Konkurs eröffnet sei und daß ich mein kleines Besitztum, von dessen Zinsen wir bis dahin unseren bescheidenen Lebensunterhalt bestritten hatten, bis auf den letzten Pfennig als verloren betrachten müsse. Mit schwerem Herzen erteilte ich meine Zustimmung, als meine Tochter den Wunsch aussprach, unter diesen veränderten Verhältnissen eine Stellung als Gouvernante oder Gesellschafterin zu suchen. Auf eine Zeitungsanzeige erfolgten verschiedene Anerbietungen, von denen diejenige eines Vermittlungsagenten Anton Ronegger in Paris als besonders annehmbar erschien. Der Posten, den dieser Mann angeblich zu besetzen hatte, entsprach durchaus unseren Wünschen, und er hätte mir auch, da ich in Paris Freunde zu besitzen glaubte, die Möglichkeit geboten, in der Nähe meines Kindes zu bleiben. Meine Tochter erklärte sich also bereit, die Stellung anzutreten, und übersandte dem Agenten ihre von ihm ver-

langte Photographie. Wenige Tage später traf ein in den verbindlichsten und liebenswürdigsten Wendungen abgefaßtes Schreiben des Herrn Ronegger ein, in welchem er „der Form wegen" um Unterzeichnung des beigefügten Reverses bat. Der Inhalt dieses Schriftstückes befremdete uns wohl ein wenig, aber wir hatten ja so wenig Erfahrung in derartigen Dingen, und der Begleitbrief des Herrn Ronegger klang überdies so beruhigend, daß ich mich nach kurzem Zaudern leider entschloß, meinen Namen unter das Dokument zu setzen. Ich verpflichtete mich dadurch für meine minderjährige Tochter, daß dieselbe an einem bestimmten Tage in Paris eintreffen und die ihr von dem Agenten nachgewiesene Stellung antreten würde, und ich erklärte mich weiter in einem unscheinbaren, in Herrn Roneggers Brief als ganz nebensächlich bezeichneten Paragraphen bereit, eine Konventionalstrafe von tausend Franken zu zahlen, falls jene Verpflichtung nicht pünklich innegehalten würde, oder, falls meine Tochter ihren Posten innerhalb der ersten acht Wochen aus eigenem Antriebe wieder verließe. Genau zur festgesetzten Stunde kamen wir in Paris an und unser erster Ausgang galt dem Bureau des Herrn Ronegger. Wenn schon die

wenig sympathische Persönlichkeit des Mannes einen nicht sehr ermutigenden Eindruck auf uns machte, so war vollends sein schroffes, unpassendes Benehmen, das dem unterwürfigen Tone seiner Briefe gar nicht entsprach, darnach angethan, uns mit gewissen Besorgnissen zu erfüllen. Er erklärte uns, daß die Familie, in welcher meine Tochter als Erzieherin zweier junger Kinder Aufnahme finden sollte, eines Trauerfalles wegen augenblicklich von Paris abwesend sei und daß ihre Rückkehr erst nach Verlauf von zwei oder drei Wochen erwartet werden dürfe. Später erst habe ich die Absicht durchschaut, die ihn bei diesem Schachzuge leitete."

„Um sich das Gelingen seines abscheulichen Planes zu sichern," fuhr Frau Corbach fort und seufzte tief auf, „mußte Herr Ronegger uns vor allem so vollständig als möglich in seine Gewalt bekommen, und er glaubte ohne Zweifel, diesen Zweck am besten zu erreichen, indem er uns ein paar Wochen lang all den Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten aussetzte, welche für schutzlose und wenig begüterte Frauen mit dem Aufenthalt in einem fremden Lande und unter völlig neuen, ungewohnten Verhältnissen verbunden sind. Wir sollten dahin gebracht werden, in einer Erfüllung

seiner Bedingungen unsere letzte Hilfe und Rettung zu erblicken, und während er uns unausgesetzt beobachten ließ, um einen etwaigen Fluchtversuch rechtzeitig hindern zu können, hielt er uns von Tag zu Tag mit allerlei leeren Vorwänden hin, wenn ich darauf bestand, mich wenigstens schriftlich mit der betreffenden Familie in Verbindung zu setzen. Hätten wir damals den Beistand eines entschlossenen Mannes gefunden, so wäre es vielleicht noch Zeit gewesen, die Fessel zu zerbrechen, die wir uns in unserer Geschäftsunkenntnis selbst geschmiedet hatten. Aber das Unglück wollte, daß der Freund, an den ich mich hätte wenden können, wenige Tage nach unserer Ankunft in Paris und noch ehe er von unseren Beziehungen zu Herrn Anton Ronegger überhaupt Kenntnis hatte, eines plötzlichen Todes starb. Eine Gefährtin meiner Jugendzeit aber, die ich hier wiederzufinden erwartet hatte, war inzwischen nach England verzogen, und so gab es in der ganzen, großen Stadt niemanden mehr, dem ich mich hätte anvertrauen dürfen. Vor drei Wochen endlich ließ uns Ronegger wissen, daß der Herr, der meine Tochter engagiert habe, zurückgekehrt sei und die künftige Erzieherin seiner Kinder kennen zu lernen wünsche.

Er sprach dabei den Wunsch aus, daß Gabriele sich allein vorstellen möge, da meine Begleitung leicht einen ungünstigen Eindruck hervorbringen könnte. Natürlich berücksichtigte ich diesen seltsamen Wunsch nicht, und ich hatte guten Grund, mich dessen zu freuen. Die Persönlichkeit und das Benehmen des eleganten Herrn, der uns da empfing, wollten mir durchaus nicht gefallen, und die offenkundige Verlegenheit, in welcher er uns mitteilte, daß seine Gattin und seine Kinder vielleicht erst in einigen Tagen nach Paris zurückkehren würden, daß ihm aber nichtsdestoweniger die sofortige Uebersiedlung meiner Tochter in sein Haus erwünscht sei, erweckte in mir einen Argwohn von sehr häßlicher Art. Ich nahm Gabriele wieder mit mir, und leider erst jetzt that ich, was ich schon längst hätte thun müssen, das heißt, ich zog Erkundigungen ein über die Verhältnisse des Hauses, dem ich mein Kind anvertrauen sollte. Was ich erfuhr, konnte mir keinen Zweifel mehr darüber lassen, daß wir das Opfer eines abscheulichen Anschlages hatten werden sollen. Der betreffende Herr war allerdings verheiratet und hatte zwei Kinder in dem angegebenen Alter; aber er lebte von seiner Gattin getrennt, und es war nicht die

geringste Aussicht dafür vorhanden, daß dieselbe in sein Haus zurückkehren würde. Unter diesen Umständen konnte für uns von einem weiteren Verkehr mit Herrn Anton Ronegger selbstverständlich nicht mehr die Rede sein, und im Vertrauen auf mein gutes Recht zögerte ich nicht, ihm mit all der Entrüstung, die er verdiente, eine schriftliche Mitteilung hierüber zu machen. Ich hatte erwartet, daß er beschämt sein Unrecht einsehen und uns künftig in Ruhe lassen würde, aber ich hatte mich darin nur zu sehr getäuscht. Trotz des offenbaren Betrugs, den er gegen uns verübt hatte, verlangte er die Erfüllung des Vertrages oder die Aushändigung der Konventionalstrafe, zu deren Zahlung ich mich verpflichtet hatte. Er hatte sich inzwischen genugsam von unser Schutzlosigkeit überzeugt, um seiner Forderung mit der größten Unverschämtheit Ausdruck zu geben, und der Auftritt, dessen Schluß Sie soeben miterlebt haben, war, wenn auch die schlimmste, so doch keineswegs die erste Szene von dieser Art. Ich bin mit den hiesigen Verhältnissen so wenig vertraut, daß ich den Rohheiten des Menschen völlig machtlos gegenüberstehe."

Frau Corbach seufzte wieder, dann sagte sie noch: „Wohl habe ich mich vor einigen Tagen an

einen Rechtsanwalt um Beistand gewandt, aber der Herr meinte achselzuckend, daß das formale Recht doch wohl auf Seiten des Agenten sei und daß ich, um mir weitere Unannehmlichkeiten zu ersparen, jedenfalls am besten thäte, wenn ich eine gütliche Einigung mit ihm herbeizuführen suchte. Ich kann noch nicht daran glauben, daß wir ihm wirklich auf Gnade und Ungnade preisgegeben sein sollten; aber ich sehe keine Möglichkeit mehr, uns vor den Rohheiten zu schützen."

In einem Tone so überzeugender Aufrichtigkeit war diese Erzählung vorgebracht worden, daß Frithjof Alström keinen Augenblick an ihrer vollen Wahrheit zweifelte. Während er mit höflicher Aufmerksamkeit der Mutter zuhörte, hatte er sich nicht enthalten können, immer wieder nach der Tochter hinüber zu blicken, die jetzt halb von ihm abgewendet am Fenster stand, sodaß er nicht viel mehr wahrnehmen konnte als die jungfräulich schlanken Formen ihrer Gestalt und die feine Umrißlinie ihres blonden Köpfchens, welches ihm reizender erschien als irgend eines, das er bisher gesehen.

„Sie werden davon nie mehr behelligt werden," sagte er mit großer Entschiedenheit. „Ich weiß,

daß der Fürst mit dem Polizeipräfekten von Paris befreundet ist, und ich denke, es wird dieser Verbindung nicht einmal bedürfen, damit dem sauberen Herrn Ronegger gründlich das Handwerk gelegt werde. Aber ich habe mich Ihnen noch nicht einmal vorgestellt, und nur die ungewöhnlichen Umstände, unter denen ich mich bei Ihnen einführen mußte, können diese Unterlassung entschuldigen. Ich heiße Alström, Frithjof Alström, gnädige Frau!"

Frau Corbach neigte leicht das Haupt und ein nachdenklicher Ausdruck trat auf ihr Gesicht.

„Alström?" wiederholte sie. „Mir ist, als müßte ich diesen Namen früher öfter vernommen haben. Und jetzt erinnere ich mich auch, wo es geschah. Ein Herr Alström war in den ersten Jahren nach meiner Verheiratung zuweilen ein Gast unseres Hauses. Ich glaube, mein Gatte war mit ihm befreundet. Sollte es vielleicht einer Ihrer Verwandten gewesen sein, mein Herr?"

Der junge Musiker schüttelte den Kopf.

„Ich glaube es kaum, und ich vermag jedenfalls keine Auskunft darüber zu geben. Ich habe meinen Vater nie gekannt und war kaum drei Jahre alt, als auch meine Mutter aus dem Leben

schied. Damals hatte ich keine Verwandten, oder es meldete sich doch wenigstens keiner von ihnen, um sich meiner anzunehmen. Ich habe meine ganze Jugendzeit unter fremden Leuten verlebt, und wenn es wirklich irgend welche Bande des Blutes zwischen jenem Herrn Alström und mir geben sollte, so wüßte ich doch nicht anzugeben, von welcher Art sie sind."

„Man hört Ihren Namen in Deutschland nur selten — das war es wohl, was jene Vermutung in mir erweckte. Aber vergeben Sie, wenn ich Sie unterbrach. Ihr Besuch war, wenn ich Ihre vorige Aeußerung richtig verstand, also wirklich uns zugedacht?"

Frithjof zauderte einen Augenblick; dann aber entschloß er sich, gerade und ohne Umschweife auf sein Ziel loszugehen.

„Ja," erwiderte er, „ich komme in einem Auftrage meines Freundes, des Fürsten Konstantin Apraxin."

Das Antlitz der Frau Corbach schien sich zu beschatten.

„Sie setzen mich in Erstaunen, mein Herr. Ich kenne den Fürsten nicht und ich glaube nicht, daß ihm unser Dasein bekannt ist."

„Aber Fürst Stepan Fedorowitsch war Ihr Freund — nicht wahr? Konstantin weiß dies aus seines Oheims eigenem Munde, und die Ehrfurcht vor dem Andenken des so jäh Dahingeschiedenen gebietet ihm, einem letztwilligen Wunsche des Fürsten, der auf Sie Bezug hatte, Genüge zu thun. Noch wenige Stunden vor seinem plötzlichen Tode hatte der jetzt Verstorbene die Absicht kundgegeben, ein Testament zu Ihren Gunsten oder zu Gunsten Ihrer Tochter zu errichten. Ein Zufall nur, eine beklagenswerte Schicksalsfügung trägt die Schuld daran, daß ihm die Möglichkeit zur Ausführung dieser Absicht genommen wurde. Die Pflicht seines Erben aber muß es sein, den Willen des Toten zu ehren, und nicht von ihm, der allerdings kein Recht hätte, Ihnen Geschenke anzubieten, sondern von Ihrem verewigten Freunde würden Sie das Kapital empfangen, um dessen Annahme ich Sie zu bitten habe."

Ein Ausdruck herben Stolzes trat auf Frau Corbachs Antlitz und ihre Gestalt schien noch mehr emporzuwachsen, während sie erwiderte: „Sagen Sie Ihrem Freunde, mein Herr, daß ich an seine gute Absicht glauben will und daß ich nicht annehmen mag, es sei sein Wunsch gewesen, uns zu

beleidigen, aber sagen Sie ihm auch, daß ich nicht gewöhnt sei, Almosen zu empfangen, von meinen Freunden so wenig als von einem Fremden."

Sie hatte in einem Tone gesprochen, der jede Einwendung und Erwiderung abzuschneiden schien und der Frithjof Alström in die äußerste Bestürzung versetzte. Er glaubte, eine große Ungeschicklichkeit begangen zu haben, und er suchte vergebens nach einer Möglichkeit, dieselbe wieder gut zu machen. Er dachte an die geringschätzige, ja verächtliche Art, in welcher Konstantin von diesen beiden Frauen gesprochen hatte, und zum ersten Male stieg etwas wie Groll gegen den Freund in seinem Herzen auf. Trotzdem aber sagte er, nachdem er die erste Befangenheit überwunden hatte: „Ich bitte Sie dringend, gnädige Frau, nicht den Fürsten entgelten zu lassen, was in meinen Worten vielleicht ungeschickt und unpassend war. Nur ein beklagenswertes Mißverstehen meiner vorigen Bitte konnte den Glauben in Ihnen erwecken, daß man Ihnen ein Almosen zu bieten wage. Auch wenn mein Freund Ihnen die Hälfte seines Vermögens abträte, würde er ja noch immer Ihr Schuldner sein, denn ich wiederhole, daß Fürst Stepan Apraxin unmittelbar vor seinem Tode fest ent-

schlossen war, ihn zu Ihren Gunsten zu enterben."

„Können Sie denn glauben, daß ich ein solches Vermächtnis jemals angenommen hätte? Sie halten mich eines so niedrigen Eigennutzes, einer so jämmerlichen Gesinnung fähig? Doch weshalb sollen wir noch weiter davon sprechen? Ich habe kein Recht, Ihnen zu zürnen, wenn Sie sich zum Sprachrohr für die geringschätzige Meinung Ihres Freundes machen, denn wir sehen uns in dieser Stunde ja zum ersten Mal. Aber ich ersuche Sie, meine Zurückweisung des schimpflichen Anerbietens, mit welchem der Fürst Sie zu mir geschickt hat, als eine entschiedene und endgültige zu betrachten. Es könnte weder für Sie noch für mich erfreulich sein, wenn wir uns des Längeren darüber unterhalten wollten."

Beschämt und niedergeschlagen machte Frithjof Alström Miene, sich zu entfernen. Da wandte sich die junge Dame, welche bis dahin mit keinem Wort an dem Gespräch teilgenommen hatte, gegen Frau Corbach und sagte: „Auch Fürst Konstantin kannte uns ja nicht, liebe Mutter, und vielleicht meinte er es in seiner Weise wirklich gut. Aber selbst wenn Du einen Grund hättest, ihm böse zu sein, der Herr, der sich vorhin so freundlich und

mutig unserer angenommen, verdient doch wohl unter allen Umständen nur unsern Dank."

Die Blicke der beiden jungen Menschenkinder begegneten sich und nie zuvor hatte Frithjof sich so beseligt gefühlt als in diesem flüchtigen Moment. Frau Corbach aber streichelte zärtlich die in holder Verwirrung erglühende Wange ihres Kindes.

„Du hast recht, mein Liebling," sagte sie, „und es wäre garstig, wenn Herr Alström uns mit dem Eindruck verlassen wollte, daß wir uns undankbar gezeigt haben. Nehmen Sie denn die Versicherung, mein Herr, daß wir Ihres ritterlichen Eintretens zu unserm Schutze stets mit einer Empfindung aufrichtigster Erkenntlichkeit gedenken werden, auch wenn diese unsere erste Begegnung zugleich die letzte gewesen sein sollte."

Sie reichte ihm die Hand, die Frithjof ehrerbietig an seine Lippen führte. Es war unendlich viel, was sich ihm als Erwiderung auf ihre letzten Worte heiß aus dem Herzen empordrängen wollte, aber auch diesmal fand er nicht den rechten Ausdruck dafür, und mit einer tiefen Verbeugung gegen Gabriele ging er wie ein verschüchterter Knabe von dannen.

Draußen auf der Treppe schon kam ihm freilich das Thörichte, Ungeschickte und Unmännliche seines

Verhaltens beschämend zum Bewußtsein. Die Vorstellung, daß diesem ersten Zusammentreffen mit Gabriele in der That kein weiteres folgen, daß sie Paris verlassen und seinen Augen entschwinden würde, ohne jede Hoffnung auf ein Wiedersehen, ließ ihm alles Blut heiß zum Herzen strömen. Er war nahe daran, wieder umzukehren, aber er sagte sich doch zugleich, daß dies nur eine noch größere Thorheit sein würde; denn er hätte jetzt ja weniger als vorhin gewußt, was er ihnen sagen und wie er sein abermaliges Erscheinen rechtfertigen solle. Nur ein einziger Gedanke war es, der ihm in seiner Niedergeschlagenheit und in seiner Unzufriedenheit mit sich selbst wie ein schwacher Hoffnungsschimmer erschien. Frau Corbach hatte ihm ja nicht verboten, sein erstes Versprechen zu erfüllen und sie von ihrem brutalen Bedränger zu befreien. Wenn ihm dies gelang — und er sagte sich, daß es ihm unter allen Umständen gelingen müsse — so war damit vielleicht eine Möglichkeit zur Wiederanknüpfung der Beziehungen gegeben, die er nur mit tiefem und schwer zu überwindendem Schmerze als für immer gelöst hätte betrachten können.

Fünftes Kapitel.

Fürst Konstantin Apraxin hatte bei Brebant diniert, aber er war in seiner Erwartung, dort angenehme Gesellschaft zu finden, enttäuscht worden, und er kehrte deshalb etwas übellaunig nach Hause zurück. Es war kaum darnach angethan, seine Stimmung zu verbessern, als er Frithjof noch nicht anwesend fand, und gelangweilt hatte er eben nach einem Buch gegriffen, als der Diener ihm eine Karte überreichte.

„Henry Guymont, Vicomte de Latouche“, stand unter einer ziemlich anspruchsvoll aussehenden Grafenkrone auf derselben, und die lebhafteste Ueberraschung spiegelte sich in den Zügen des Fürsten. Er bedeutete den Diener durch eine Handbewegung, den Besucher einzuführen, und er reckte dann seine mehr zierliche als imponierende Gestalt wie jemand, der sich darauf gefaßt macht, in einen Kampf zu gehen.

Steif und kerzengerade stand ihm einige Augenblicke später der Vicomte gegenüber, eine trotz des überlangen, hageren Körpers aristokratische Erscheinung mit knochigem, gelbem Gesicht, mächtigem Schnurrbart und kühn vorspringender Adlernase. Er sah sehr ernst und würdevoll aus und war in einen tadellosen Gesellschaftsanzug gekleidet. Sein Gruß bestand in einem kaum merklichen Neigen des Hauptes, und mit einer eckigen Armbewegung bot er dem Fürsten einen Gegenstand dar, den dieser nur zu gut erkannte.

„Madame Delonda und ihre Tochter, die der Meinung sind, daß dieser Schmuck nur durch ein Versehen in Ihren Blumenstrauß geraten sein kann, beauftragen mich, Ihnen denselben zurückzugeben.“

Man konnte eine Anrede unmöglich würdevoller vorbringen, als er es gethan. Konstantin, über dessen Gesicht eine rasch verschwindende, fliegende Röte gegangen war, nahm ihm das Etui aus der Hand und schleuderte es auf den nächsten Tisch.

„Ich danke Ihnen!“ sagte er kalt. „Wünschen Sie noch eine weitere Bestätigung über die Ausführung Ihres Auftrages von mir zu erhalten?“

„Nein! Aber ich möchte, wenn es Ihnen genehm ist, etwas hinzufügen, wozu ich nicht beauftragt worden bin."

Fürst Apraxin zuckte leicht mit den Achseln und kehrte ihm halb den Rücken.

„Bitte!"

„Ich für meine Person bin nicht der Ansicht, daß hier ein Irrtum vorliegt, und ich gestatte mir, zu bemerken, daß Ihr Benehmen in diesem Falle nicht das Benehmen eines Edelmannes war."

Konstantin wandte ihm sein Gesicht wieder zu und sagte sehr ruhig: „Die Antwort aber, Herr Vicomte, welche ich Ihnen auf diese Bemerkung zu erteilen gedenke, wird jedenfalls die Antwort eines Edelmannes sein — darauf mögen Sie sich verlassen."

Wieder neigte Henry de Latouche um weniger als einen Zoll das Haupt.

„Ich bin zu Ihrer Verfügung, Fürst! — Ihre Zeugen werden wissen, wo sie mich zu suchen haben."

Apraxin nickte stumm und eine Minute darauf war er wieder allein. Mit einem lauten Auflachen, das freilich keineswegs wie ein Ausdruck

wirklicher Fröhlichkeit klang, warf er sich in einen Sessel.

„Köstlich! Ein Duell mit diesem Don Quixote! Aber meinetwegen! In diesem langweiligen Erdendasein muß man sich am Ende über jede Zerstreuung freuen.“

Er klingelte und fragte, ob Frithjof noch immer nicht zurückgekehrt sei. Auf die verneinende Antwort, welche er empfing, hieß er den Diener warten und händigte ihm alsbald ein Billet ein, das er in fliegender Hast niedergeschrieben hatte.

„Gehen Sie in den Jockey-Klub und geben Sie dort diesen Brief ab. Es ist mir sehr viel daran gelegen, daß er Herrn de Sarcey sofort ausgehändigt werde.“

Der Lakai mußte sich seines Auftrags sehr gewissenhaft entledigt haben, denn noch war keine Stunde vergangen, als Herr de Sarcey, ein wohlgenährter Vierziger mit den Alluren eines vollkommenen Lebemannes, in Begleitung eines anderen Herrn, der sich ziemlich bescheiden im Hintergrunde hielt, in dem Hotel des Fürsten erschien.

Bei einer Zigarre und einer Flasche Madeira erzählte Konstantin seinen Freunden mit wenig raschen Worten von dem Renkontre mit Latouche.

Herr de Sarcey wiegte bedenklich das Haupt, aber das zufriedene Lächeln verschwand nicht von seinem feisten Antlitz, während er sagte:

„Latouche? — Hm, die Sache könnte leicht ernsthaft werden. Der Vicomte gilt für einen der besten Fechter von Paris: vielleicht würde es in diesem Fall sogar vorteilhafter für Sie sein, mein Fürst, wenn Sie auf Pistolen beständen.“

Konstantin schüttelte entschieden ablehnend den Kopf.

„Nicht doch, lieber Freund! Es wird mich vielmehr freuen, eine Probe von der Geschicklichkeit dieses Herrn zu erhalten. Pistolen sind Waffen für Kinder und Feiglinge. Und es könnte doch vielleicht sein, daß dieser unbesiegliche Fechter diesmal seinen Meister gefunden hätte.“

Herr de Sarcey nickte befriedigt.

„Nun ja, auch ich erteile einen Rat wie den, welchen ich soeben gab, nur ungern, denn am Ende verteidigt jeder wirkliche Kavalier seine Ehre doch nur mit dem Degen. Aber als Ihr Freund hatte ich die Pflicht, Sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in die Sie sich begeben. Von etwaigen Versöhnungsversuchen versprechen Sie sich nichts?“

„Nicht das mindeste! Dieser Ritter von der traurigen Gestalt erweist mir die Ehre, eifersüchtig auf mich zu sein, und Sie begreifen, daß in solchem Fall . ."

„Ich verstehe vollkommen. Wir werden es mit den Förmlichkeiten also kurz machen können. Es liegt Ihnen doch wohl daran, die Sache rasch erledigt zu sehen?"

„So rasch als möglich! Ich habe für morgen mittag einige Freunde, zu denen ja auch Sie gehören, zu Tische gebeten und ich möchte bis dahin gern mit diesem Vicomte fertig sein. Sie werden mich darum zu Dank verpflichten, wenn Sie noch heute abend alles ins Reine bringen."

Herr de Sarcey blickte auf seine Uhr.

„Schade um meine Bézique-Partie," meinte er mit einem kleinen Seufzer, „aber es macht nichts; einer wahrer Freund muß zu jedem Opfer bereit sein. Finden wir Sie später im Klub?"

„Nein. Ich möchte an diesem Abend zu Hause bleiben und wenn ich Sie noch einmal bemühen dürfte . . ."

„Gewiß! Ich fahre bei Ihnen vor, sobald unsere Besprechung mit den Zeugen des Vicomte zu Ende ist. Der Himmel möge nur verhüten,

daß er wieder den schrecklichen Miramon zu seinem Sekundanten gewählt habe. Dieser glutäugige Mexikaner ist ja sein Busenfreund und — im Vertrauen gesagt — der unausstehlichste Schwätzer unter der Sonne. Wenn meine Vermutung sich bewahrheitet, wird morgen ganz Paris von nichts anderem reden als von Ihrem Duell, mein Fürst!"

Konstantin zuckte gleichmütig mit den Achseln.

„Dergleichen bleibt hier ja doch nicht verborgen, und wenn nur der Ruf der beiden Damen geschont wird, werde ich mich nicht weiter darüber beklagen. Auf Wiedersehen denn, meine Herren — und gute Verrichtung."

Der Wagen, welcher die beiden Freunde gebracht hatte, rollte wieder von dannen. In der Hausthür waren sie mit Frithjof Alström zusammengetroffen, der in augenscheinlicher Erregung mit stummem Gruß an ihnen vorübereilte. Er begab sich unverzüglich zu dem Fürsten, und auf den ersten Blick nahm dieser wahr, daß in der Zwischenzeit etwas Außerordentliches mit ihm vorgegangen sein müsse. Mit besonderer Herzlichkeit schüttelte er dem jungen Musiker die Hand und fragte ihn freundlich nach dem Ergebnis seiner Bemühungen.

Frithjof, der hastig Hut und Ueberrock abge-

worfen hatte, begann mit raschen Schritten im Zimmer auf- und niederzugehen.

„Du hast diese Frauen falsch beurteilt, Konstantin — ganz falsch. Kein Gedanke hat ihnen so fern gelegen als der, mit verbotenen Mitteln nach Deinem Erbteil zu trachten, und von dem Heiratsplan, dessen Dein Oheim gegen Dich Erwähnung gethan, hatten sie sicherlich keine Ahnung. Gabriele Corbach ist das lieblichste, reinste und unschuldigste Geschöpf unter der Sonne."

Fürst Apraxin horchte verwundert auf.

„Es scheint in der That, daß ich den Damen bisher noch nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließ," sagte er mit feiner Ironie. „Ihre Gefährlichkeit muß viel bedeutender sein, als ich es bisher angenommen, wenn sie nun auch Dich, mein armer Frithjof, innerhalb einer so kurzen Zeit in Fesseln schlagen konnten."

Der junge Künstler machte eine unwillige Bewegung.

„Ich bitte Dich, sprich nicht so von ihnen, Konstantin," mahnte er mit einem Nachdruck, der dem Fürsten aus dem Munde seines sonst so bescheidenen jungen Freundes einigermaßen befremdlich klingen mußte. „Es ist Deiner wenig würdig,

mit solcher Härte über schutzlose Frauen zu urteilen, die Du gar nicht kennst und die jedenfalls vollgegründeten Anspruch auf unbedingte Hochachtung haben. Du glaubtest Dich durch ein für Dich geringfügiges Geschenk mit ihnen abfinden zu können; Frau Corbach aber wies dasselbe als ein demütigendes Almosen mit Entrüstung zurück, und sie that dies in einem Augenblick, in welchem jedem minder stolzen und starken Charakter eine derartige Hilfe geradezu als eine gnädige Fügung des Himmels erschienen sein würde."

„Wahrhaftig? Man weigerte sich, das Geld anzunehmen?" fragte der Fürst erstaunt. „Und Du bist ganz sicher, daß die Weigerung auch aufrichtig gemeint war?"

An Stelle einer Bejahung schilderte ihm Frithjof den Verlauf seines Besuches in dem Hôtel garni und er mußte sich alle Einzelheiten desselben wahrlich sehr genau eingeprägt haben, da er so ausführlich und wortgetreu Bericht zu erstatten wußte.

„Als ich die Damen verlassen hatte," fuhr Frithjof fort, „begab ich mich natürlich unverweilt zu dem Agenten Ronegger, um sie wenigstens vor weiteren Bedrängnissen durch diesen brutalen Ge-

sellen zu bewahren. Es wäre ja vielleicht das einfachste gewesen, ihm die verlangten tausend Franken zuzugestehen, und ich hätte mich dazu durch Deine Vollmacht wohl berechtigt erachten können, aber eine solche Lösung würde nach der unzweideutigen Erklärung, die ich soeben von Frau Corbach empfangen, den Damen mit Recht als eine neue und diesmal sogar als eine absichtliche Kränkung erschienen sein. Es mußte also ein anderes als dieses gütliche Mittel gefunden werden, um den sauberen Burschen unschädlich zu machen, und offen gestanden war mir in meiner Entrüstung über seine schimpfliche Handlungsweise der andere Weg auch der bei weitem besser zusagende."

„Ich trat dem Agenten also," schloß Frithjof seine Erzählung, „kurzweg mit dem Verlangen entgegen, daß er mir den spitzbübischen Revers zurückgeben und in einem zweiten Schriftstück ausdrücklich anerkennen solle, wegen Nichterfüllung seiner eigenen Verpflichtungen keinerlei Ansprüche an die beiden Damen zu haben. Er weigerte sich dessen anfänglich mit aller Entschiedenheit, gebärdete sich wie ein Wütender und suchte mir mit denselben Mitteln zu imponieren, durch welche

er die beklagenswerten Frauen eingeschüchtert hatte. Aber seine Bemühungen waren umsonst, denn mein Entschluß, ihn zur Unterwerfung zu zwingen, war ein unerschütterlicher. Als ich ihm sehr nachdrücklich mit dem Staatsanwalt und dem Polizeipräfekten drohte, fing er an, allerlei Vergleichsvorschläge zu formulieren, und, da ich auch jetzt standhaft blieb, wich er Schritt um Schritt zurück, bis ich nach dreistündigem Unterhandeln die beiden Dokumente in meinen Händen hielt, ohne ihm auch nur einen Pfennig Entschädigung dafür zugestanden zu haben. Um die Damen so rasch als möglich aus ihrer quälenden Unruhe zu befreien, eilte ich mit meiner Errungenschaft sofort noch einmal zu ihnen; aber ich fand sie leider nicht anwesend und war also genötigt, in einem Briefumschlage die beiden Schriftstücke in ihrer Wohnung zurückzulassen. Hoffentlich werde ich morgen erfahren, ob die Papiere richtig in ihre Hände gelangt sind."

„Und gerade daran, morgen wieder ein Lebenszeichen von ihnen zu erhalten, ist Dir ungemein viel gelegen — nicht wahr, mein guter Frithjof? — Nun, ich mißgönne Dir Deinen kleinen Roman nicht, aber Du wirst mir gestatten müssen, seine

Entwickelung aufmerksam zu verfolgen, damit ich gelegentlich ein wenig in die Verhandlung einzugreifen vermag, wenn es mir zu Deinem Besten erscheinen sollte. — Doch was ist das?" fügte er rasch hinzu, als der junge Musiker sich der Thür zuwandte. „Du willst mich doch nicht schon wieder verlassen?"

„Ich möchte Dich allerdings bitten, Konstantin, mich für diesen Abend zu entschuldigen. Ich — ich möchte noch ein wenig studieren."

„Du hast nach den aufregenden Erlebnissen dieses Tages das Bedürfnis, allein zu sein — ich begreife das vollkommen; aber ich bin trotzdem eigennützig genug, um mir noch für ein Stündchen Deine Gesellschaft zu erbitten. Wir haben in den letzten Wochen so wenig Gelegenheit gehabt, vertraulich mit einander zu plaudern."

Frithjof kehrte zurück und setzte sich, wenn auch ein wenig zaudernd, dem Fürsten gegenüber.

„Allerdings, Konstantin," sagte er. „Du warst soviel in Anspruch genommen, daß ich kaum hätte wagen dürfen, einen Teil Deiner Zeit für mich zu begehren. Ist es mir doch ohnedies manchmal, als müßtest Du längst bereuen, Dich in einer Auf-

wallung verschwenderischer Großmut mit meinem kleinen Schicksal belastet zu haben."

Fürst Apraxin legte die Hand auf seinen Arm und sah ihm ins Gesicht. Seine Züge hatten plötzlich einen so tiefernsten Ausdruck angenommen, und in seinen gewöhnlich etwas matt und blasiert blickenden Augen war ein so warmes Leuchten, daß Frithjof sich davon eigentümlich überrascht und betroffen fühlte.

„Ich werde es niemals bereuen — glaube mir das auf mein Wort, Frithjof! Wohl will ich nicht leugnen, daß es kaum mehr als eine Laune war, da ich Dir damals nach unseren ersten Unterredungen und auf ein vielleicht rein äußerliches Wohlgefallen hin den Vorschlag machte, ganz bei mir zu bleiben. Ich war so tief in den Sumpf des Genußlebens hineingeraten, hatte aus dem jahrelangen Verkehr mit seelenlosen Marionetten, mit widerwärtigen Schmarotzern und allerlei katilinarischen Existenzen, nicht zum wenigsten vielleicht auch aus dem Verkehr mit mir selbst, mein Herz so vollgesogen mit Menschenverachtung, daß mir Deine jugendfrische Unverdorbenheit, Dein goldechter, himmelstürmender Idealismus wie etwas ganz neues und ungekanntes erschienen. Es war

der Reiz der Abwechselung, den sie auf mich übten, und möglicherweise war ich sogar nicht ganz frei von einer gewissen frevelhaften Neugier, wie lange Deine Tugend und Deine reine Begeisterung standhalten würden unter dem vergiftenden Einfluß einer Atmosphäre, wie sie Dich in meiner Gesellschaft umgab."

Konstantin machte eine kleine Pause, dann fuhr er fort: „Du siehst, daß Du nicht viel Anlaß hattest, Dich mir verpflichtet zu fühlen, damals noch weniger denn heute, wo unser Verhältnis sich so ganz anders gestaltet hat, als ich selbst es vorausgesehen. Warst Du mir zuerst in Wahrheit nicht viel mehr gewesen als etwa ein interessantes Buch von neuem und originellem Inhalt, so lernte ich bald erkennen, daß mir mit Deiner Freundschaft und Deinem naivherzlichen Vertrauen ein ganz unverdientes Geschenk von höchstem Werte zugefallen sei. In den traulichen Stunden, die wir mit einander verplauderten, ertappte ich mich selber immer häufiger auf Empfindungen, denen ich mich längst abgestorben gewähnt und die mich jetzt beinahe anmuteten wie einen Kranken die ersten Anzeichen kaum noch erhoffter Genesung. Wäre ich noch um fünf oder sechs Jahre jünger — wer weiß, ob

Deine Freundschaft nicht die Kraft gehabt hätte, meinem Leben eine andere Form und jenen inneren Gehalt zu geben, daran es ihm jetzt, wie ich leider nur zu gut weiß, völlig gebricht. Jetzt ist es dafür freilich zu spät, und ich bin nicht so thöricht, das Unmögliche zu erwarten. Bei einer Lebensführung, wie es die meinige war, wird nichts anderes so schnell abgenutzt und aufgerieben als jene Willensenergie und Seelenstärke, deren es für innerliche Wandlungen bedarf. Ich würde mir selber mein Dasein von Grund aus verpfuschen, würde aus den Unklarheiten, Zwiespältigkeiten und moralischen Niederlagen gar nicht mehr herauskommen, wenn ich vergebliche Versuche nach dieser Richtung hin unternehmen wollte. Ich muß nun einmal auf meinem Sündenwege bleiben, und je toller die Gangart ist, zu welcher ich die Rosse meines Lebenswagens antreibe, desto günstiger sind die Aussichten dafür, daß ich einmal bei guter Gelegenheit das Genick brechen werde, ehe ich am letzten Ende dieses Weges angekommen bin. Hier und da aber giebt es doch Augenblicke, da die Rosse ein wenig verschnaufen müssen — Augenblicke des Stillstandes, die mir früher fürchterlicher waren als der Tod. Denn es sind zugleich Augen-

blicke der Einkehr und der Selbstbetrachtung, die für einen Menschen meines Schlages wahrhaftig wenig Erfreuliches zu Tage fördern können. Dir allein, mein guter Frithjof, und Deiner redlichen, uneigennützigen Freundschaft habe ich es zu danken, wenn diese halb unfreiwilligen Ruhepausen jetzt ein anderes Gesicht für mich angenommen haben. Ich habe es dahin gebracht, mich ihrer zu freuen, seitdem ich dabei nicht mehr mit mir allein zu sein brauchte, sondern mich zu Dir flüchten konnte. Es war um Dich her immer etwas wie der reine, kühle Waldesodem Deiner nordischen Heimat, und der erquickende Hauch war für mich um so köstlicher, je länger ich diese dumpfe Stickluft geatmet hatte, in der es nach Verwesung riecht trotz aller starken, nervenbetäubenden Parfüms. Ich habe nicht allzu oft Gelegenheit zu solcher Erfrischung gehabt — das ist wahr; aber sie belebte mir doch jedesmal für eine gute Weile das träger werdende Blut und gab mir, ohne daß ich selber dessen so recht inne wurde, mehr und mehr meinen längst verloren gewähnten Glauben an das Gute im Menschen zurück. Ich weiß Dir aufrichtigen Dank dafür, mein Freund, und ich wollte Dir dies einmal ausdrücklich sagen, weil man am Ende doch

niemals weiß, ob man am folgenden Tage noch Zeit und Atem genug dazu haben wird."

Selten nur trat der sentimentale Zug, der dem Charakter des Fürsten wie demjenigen der meisten seiner Landsleute eigentümlich war, im Verkehr mit anderen deutlich erkennbar zu Tage, und er hatte sich jedenfalls für Frithjof nie zuvor in so starker Ausprägung offenbart wie heute. Der Gegensatz zwischen dem weichen, etwas wehmütigen Klang dieser letzten Worte und der beinahe cynisch-frivolen Art, die sonst den Grundzug in dem Wesen Konstantins auszumachen schien, mußte ihn darum seltsam befremdlich anmuten. Er war erschüttert und gerührt, und in der Stille seines Herzens bat er dem Freunde als ein bitteres Unrecht alles ab, was er bisher zuweilen in instinktiver Abneigung gegen sein Thun und seine Lebensführung empfunden. Den Dank aber, den jener ihm soeben gespendet, wies er mit treuherzig schlichten Worten zurück. „Was ein Mensch aus dem Umgang mit einem anderen zu gewinnen glaubt," meinte er, „verdankt er in der Hauptsache doch wohl immer nur sich selbst und seiner eigenen Empfänglichkeit für das Gute. Was ich Dir zu bieten vermag, Konstantin, hätten tausend andere

Dir reicher und besser geben können; Du bist mein Schuldner nie gewesen und wirst es niemals sein können; ich aber bin der Deinige im vollsten und weitesten Sinne des Wortes. Du weißt aus meiner damaligen Erzählung, wie freudlos meine Kindheit und meine Jünglingsjahre waren. Güte und Mitleid hatte ich wohl hier und da von braven Leuten erfahren; an Liebe aber war ich allezeit bettelarm gewesen, und von denen, die in entscheidenden Augenblicken über die äußere Gestaltung meines Schicksals zu bestimmen hatten, machte keiner auch nur einen Versuch, die tiefe, ungestillte Sehnsucht in meinem Herzen zu verstehen. Ich war ihnen immer nur ein Träumer und Phantast, den man in möglichst harter Schule zu einem praktischen Menschen erziehen müsse. Meine Begeisterung für die herrlichste aller Künste galt ihnen als thörichte und unfruchtbare Schwärmerei, und kein Zwangsmittel schien ihnen zu streng, um mich von einer so unsinnigen Neigung zu heilen. Gewiß meinten es die, welche so mit mir verfuhren, im Grunde keineswegs schlecht, denn da es nicht Liebe war, was sie mit mir nur verband, — wie hätten sie ahnen sollen, wie grausam die Wunden waren, die sie mir in ihrer

nüchternen Verständigkeit schlugen! Und da ich ihnen gegenüber immer der Schwächere gewesen war, hatte ich endlich gelernt, mich zu fügen. Ich hatte meine Hoffnungen erstickt und hatte mich unter die Last eines verhaßten Berufs gebeugt, der mir an jedem neuen Tage neue Qualen bereitete. Die Sehnsucht freilich, die heiße, verzehrende Sehnsucht hatte ich nicht ersticken können, sie wuchs vielmehr immer gewaltiger, je mehr ich danach rang, sie zu bekämpfen, und früher oder später hätte ich in diesem fürchterlichen Zwiespalt unfehlbar zu Grunde gehen müssen, wenn Du nicht gekommen wärest, mich daraus zu befreien, mir ein neues Leben und eine Welt voll berauschender Hoffnungen zu erschließen. Wie sollte ich jemals aufhören können, Dir dafür zu danken, wie sollte ich hoffen dürfen, Dir auch zum allerkleinsten Teile heimzuzahlen, was Du damit an mir gethan."

Es gab ein kleines Schweigen und nachdenklich blickte Konstantin dem Rauch seiner Zigarette nach. Plötzlich fragte er: „Wenn mir nun eines Tages etwas Menschliches zustieße, wenn ich auf die eine oder die andere Weise plötzlich abgerufen würde — das Beispiel meines Onkels hat uns

ja gelehrt, wie schnell dergleichen zuweilen geschehen kann — würdest Du ein wenig um mich trauern, Frithjof, und würdest Du mir trotz der Zwecklosigkeit meines Daseins ein freundliches Gedenken bewahren?"

Bestürzt blickte der junge Künstler auf den Fürsten.

„Welch eine Vorstellung, Konstantin? Fühlst Du Dich denn krank?"

„O, nicht im mindesten! — Es ist nur eine Grille — nichts weiter. Du weißt, man hat mitunter derartige schwachmütige Anwandlungen. Morgen werde ich wahrscheinlich selber darüber lachen; heute aber hätte ich in der That gern von Dir gehört, ob Du meinen Tod wie etwas Schmerzliches empfinden würdest."

„Deine Frage müßte mir wehe thun, wenn ich nicht die Gewißheit hätte, daß sie unmöglich ernsthaft gemeint sein kann. Du stehst in der Fülle Deiner Kraft und hast aller menschlichen Voraussicht nach ein langes glückliches Leben vor Dir; warum also sollten wir noch länger bei einer Möglichkeit verweilen, deren bloße Vorstellung mir den Herzschlag stocken läßt!"

Fürst Konstantin Apraxin reichte ihm die Hand, und lange hielt er die nervige Rechte des Musikers mit festem Druck umschlossen. Auf dem Grunde seiner Augen schimmerte es feucht und um seine Mundwinkel zuckte es. Plötzlich aber schüttelte er die weichmütige Regung wie mit einer energischen Anstrengung von sich ab, gab die Hand des Freundes frei und sprang auf.

„Du hast recht," sagte er in ganz verändertem Tone. „Es ist eine Thorheit, sich so düstere Bilder auszumalen, wenn man keinen Anlaß dazu hat. Nur meine zufällige Stimmung trägt die Schuld daran, eine gewisse körperliche Abstimmung und vielleicht auch einzig das schlechte Mittagessen bei Brebant. Reden wir nicht mehr davon! Und nun geh, mein lieber Frithjof, und studiere, denn Du Glücklicher hast ja noch einen Lebenszweck und eine Lebensaufgabe, um welche Du Dich mühen kannst. Ich aber werde ein paar Kapitel in irgend einem englischen Damenroman lesen, denn das wirkt erfahrungsmäßig am meisten beruhigend auf meine Nerven. Gute Nacht!"

Etwas trübe gestimmt durch den seltsamen Schluß ihrer Unterhaltung ging Frithjof auf sein Arbeitszimmer. Aber die schwermütigen Gedanken

hielten nicht lange stand. Denn aus den Blättern des musikwissenschaftlichen Werkes, mit welchem er sich zu beschäftigen suchte, blickten ihm auf jeder Seite zwei leuchtende Mädchenaugen entgegen, und etwas wie ein süßes Vorahnen kommenden Glückes zog durch seine Seele, während er an das Wiedersehen dachte, das seiner zuversichtlichen Erwartung nach der kommende Tag ihm bringen würde.

Sechstes Kapitel.

Es war kurz vor zehn Uhr vormittags, als ein Fiaker vor dem Hause des Fürsten Konstantin Apraxin hielt und eine sehr elegante junge Dame die Pförtnerglocke zog. In augenscheinlicher Erregung fragte sie nach dem Fürsten, und als man ihr erwiderte, daß Seine Durchlaucht schon vor mehr als einer Stunde ausgefahren sei, erklärte sie nach kurzem Zaudern, daß sie alsdann um die Erlaubnis bitten müsse, seine Rückkehr hier zu erwarten.

Der Diener, der natürlich nicht den Mut hatte, einer so schön und vornehm aussehenden jungen Dame gegenüber irgend welche Einwendungen zu machen, führte sie in das Empfangszimmer; aber er unterließ nicht, dem Sekretär des Fürsten Meldung von dem Besuche zu erstatten. Doktor Etienne Bourdaloue beeilte sich denn auch, die

geheimnisvolle Besucherin in Augenschein zu nehmen. Mit einer tiefen Verbeugung trat er ihr entgegen und stellte sich vor. Die Fremde schien einen Augenblick unentschlossen, ob auch sie ihm ihren Namen nennen solle; dann aber sagte sie, in ihren Worten wie in ihrem ganzen Gebahren noch immer eine große Unruhe und Erregung offenbarend:

„Vielleicht haben Sie den Namen meiner Mutter oder den meinigen schon einmal aus dem Munde Seiner Durchlaucht vernommen. Ich heiße Victoria Delonda und Fürst Apraxin gehört zu den näheren Freunden unseres Hauses. Wissen Sie übrigens, wo er sich in diesem Augenblick befindet?“

„Nein, mein gnädiges Fräulein! Der Fürst pflegt mich nur ausnahmsweise davon zu unterrichten. Aber ich vermute, daß er eine Spazierfahrt unternommen hat, da es für Besuche doch wohl noch etwas zu früh war.“

Victoria trat einen Schritt näher auf ihn zu und sagte mit gedämpfter Stimme: „Sie sind im Irrtum, Herr Doktor! Ich weiß aus sicherster Quelle, daß Fürst Apraxin im Begriff ist, sich zu schlagen.“

In dem Fuchsgesicht des Doktors zeigte sich nicht die geringste Veränderung. Er war offenbar ganz und gar nicht bestürzt und kaum wie eine leichte Ueberraschung klang es aus seiner Erwiderung: „Ah — in der That! — Und davon konnten Sie Kenntnis erhalten, mein gnädiges Fräulein? Derartige Angelegenheiten pflegen sonst doch mit etwas mehr Diskretion behandelt zu werden.“

„Es ist gleichgültig, durch welchen Zufall ich es erfahren habe – genug, daß die Richtigkeit der Thatsache keinem Zweifel unterliegen kann. Kennen Sie den Vicomte Henry de Latouche?“

„Ein wenig — ganz oberflächlich. Aber ich weiß nicht . . .“

„Man erzählt mir, daß der Vicomte ein Meister im Fechten sei — ist das die Wahrheit?“

„Ich bin nicht im stande, aus eigener Erfahrung ein Urteil darüber abzugeben; aber es mag wohl die Wahrheit sein, denn er ist als Duellant einigermaßen gefürchtet, seitdem er drei Zeitungsredakteure, durch deren Indiskretion er sich beleidigt gefühlt, an einem einzigen Vormittag unmittelbar nacheinander abgethan. Sie wurden alle drei schwer verwundet vom Platze getragen

und einer von ihnen starb in der darauffolgenden Nacht. Einige Geschicklichkeit in der Führung des Degens muß der Herr Vicomte danach allerdings besitzen."

Mit dem verbindlichsten Lächeln und dem gelassensten Gesicht, wie wenn er ihr da irgend eine harmlose kleine Anekdote erzähle, hatte Bourdaloue der jungen Dame diese beruhigenden Mitteilungen gemacht. Victoria aber hatte sich wieder von ihm abgewandt und war an das Fenster getreten, als ob sie den Ausdruck ihres Antlitzes vor ihm verbergen wolle. Nervös drückten ihre Finger das Taschentuch zusammen, das sie in der Hand hielt, und ihre Stimme klang sehr unsicher, als sie nach einer geraumen Weile fragte: „Der Diener teilte mir mit, daß Seine Durchlaucht schon vor mehr als einer Stunde fortgefahren sei — sind Sie nicht der Meinung, daß er längst zurückgekehrt sein müßte, wenn das Duell einen für ihn glücklichen Ausgang genommen hätte?"

Doktor Bourdaloue zuckte mit den Schultern.

„Darauf läßt sich nicht so ohne weiteres mit Ja oder Nein antworten, mein gnädiges Fräulein! — Die eine Möglichkeit ist, daß er verwundet wurde und daß man ihn seines Zustandes wegen

nicht hierher transportieren konnte — und die andere, welche bei den meisten Zweikämpfen in Paris die viel wahrscheinlichere ist, besteht darin, daß er sich, nachdem der Ehre Genüge geschehen, mit seinem Gegner und den Zeugen zu einem kleinen Frühstück vereinigt habe."

Aus ihren schönen, dunkeln Augen traf ihn ein beinahe zorniger Blick.

„Ich glaube nicht, mein Herr Doktor, daß ein Fürst Apraxin es mit seiner Ehre so leicht nimmt. Aber ließe sich nicht auch die dritte Möglichkeit denken, daß — daß sein Gegner gefallen wäre?"

„O ja! — Ich habe bei den Fechtübungen Seiner Durchlaucht wahrgenommen, daß auch er kein Stümper ist. Aber ich bezweifle wirklich, daß es sich um eine gar so ernsthafte Sache handelt. Der Fürst war gestern abend in der besten Laune und er sah auch heute morgen keineswegs aus wie jemand, der darauf gefaßt ist, zu sterben oder einen anderen ins Jenseits zu schicken. — Der Anlaß zu einem Duell findet sich ja so leicht — wie schrecklich müßten die Reihen unserer Aristokraten bereits dezimiert sein, wenn man sich auch jedesmal gleich mit der Absicht gegenüber treten

wollte, einander das Lebenslicht auszublasen! — Ich bin überzeugt, mein Fräulein, daß Sie ganz ruhig sein dürfen und daß Seine Durchlaucht auf die Kunde von Ihrer freundlichen Teilnahme hin Ihnen noch heute heil und gesund seine Aufwartung machen wird."

„Das heißt mit andern Worten — Sie geben mir den Rat, mich jetzt zu entfernen?"

„Ich darf mir nicht erlauben, Ihnen einen Rat zu geben; aber wenn Sie mich geradezu fragen würden . . ."

„Nun? — Welche Antwort würden Sie mir alsdann erteilen?"

„Wenn Sie mich geradezu fragen würden, ob es in Ihrem eigenen Interesse ratsam sei, die Rückkehr des Fürsten hier zu erwarten, so würde ich mir ganz unterthänigst zu bemerken gestatten, daß mir dies im Grunde wenig empfehlenswert erscheint. Seine Durchlaucht wird vielleicht nicht allein kommen, und Sie begreifen, daß die Anwesenheit einer Dame in seinem Hause — gerade in einem Augenblick, in welchem er aus unbekannter Ursache ein Duell bestanden — zu allen möglichen Gerüchten und Erfindungen geradezu herausfordern müßte."

Kaum zwei Minuten lang dachte Victoria nach; dann erklärte sie mit Bestimmtheit: „Ich danke Ihnen für Ihre gute Absicht, Herr Doktor; aber ich werde nichts destoweniger bleiben! — Dem Fürsten werden die Gerüchte, von denen Sie sprechen, am Ende ja nicht viel schaden können, und ich — nun ich halte es auch bei einer Dame nicht für ein Verbrechen, wenn Sie die Sorge um ihre Freunde höher stellt, als die Sorge um ihren Ruf."

Doktor Bourdaloue verbeugte sich wie zum Zeichen bewundernder Anerkennung.

„Wie beneidenswert ist derjenige, der sich einer so selbstlosen und großherzigen Freundschaft rühmen darf. Ich vermute, daß Fürst Konstantin Nikolajewitsch bisher kaum geahnt hat, einen wie köstlichen Schatz er da besaß."

Blitzschnell sah sie zu ihm hinüber; ihre Blicke begegneten sich und als ob sie in dem Gesicht des Doktors noch einen anderen, unausgesprochenen Gedanken gelesen hätte, fragte Victoria rasch: „Weshalb vermuten Sie das? Aus einer Aeußerung etwa, welche Fürst Apraxin über uns gethan?"

Der Privatsekretär legte wie zu feierlicher Beteuerung die Hand auf das Herz.

„Gewiß nicht, mein gnädiges Fräulein! Wie sollte Seine Durchlaucht auch dazu kommen, mir gegenüber derartige Aeußerungen zu thun! — Aber der Fürst klagt oft, daß es ihm an wahren, uneigennützigen und hingebenden Freunden fehle. Er ist durch üble Erfahrungen mißtrauisch gemacht worden gegen die Menschen im Allgemeinen und gegen die Frauen vielleicht noch im Besonderen. Er kennt das Leben auf seinen Höhen wie in seinen Abgründen, und er mußte dabei notwendig zum Cyniker und zum Verächter des weiblichen Geschlechtes werden, obwohl gerade er zu beiden von Haus aus sehr wenig Anlage besaß. Denn wie blasiert er sich auch stellen mag, er ist im Grunde doch noch heute ein Idealist, der unter der aufgezwungenen Weltverachtung leidet und allerlei ungestilltes Verlangen im Herzen trägt. Ich bin gewiß, daß kein zwanzigjähriger Seminarist sich gleich inbrünstig nach einer teilnehmenden Menschenseele sehnt als er — nach einer Seele, die sich ihm rückhaltslos hingiebt und die ganz in der seinigen aufgeht, ohne daß sich nach der glutvollen Verschmelzung allerlei fatale Schlackenrückstände ergäben von schnöder Selbstsucht und höchst irdischem Eigennutz. Die Frau, welche den Fürsten

davon zu überzeugen vermöchte, daß sie ihn nur um seiner selbst willen liebt — wie ja wohl der technische Ausdruck der Dichter für diese erhabenste aller lyrischen Empfindungen lautet — die Frau, welche selbstverleugnend oder — klug genug wäre, sich von ihm auf eine Probe stellen zu lassen und mit Ehren daraus hervorzugehen — sie würde sicherlich keinen treueren Sklaven, keinen vertrauensvolleren und bequemeren Gatten finden können als ihn."

Die angstvolle Erregung und die fieberische Unruhe, welche Victoria Delonda bis zu diesem Augenblicke allem Anscheine nach gepeinigt hatten, waren plötzlich verschwunden, nur ein Ausdruck lebhafter Spannung noch war auf ihrem schönen Gesicht, und für einen Moment glitt sogar ein feines, flüchtiges Lächeln gleich einem Zeichen des Verständnisses darüber hin.

„Angenommen, mein Herr Doktor, es gäbe eine solche Frau, würden nicht alle diese sogenannten Freunde des Fürsten ihr Möglichstes thun, sie bei ihm zu verlästern? — Würden nicht Sie selbst Ihren ganzen Einfluß aufbieten, um jene Verschmelzung der Seelen zu hintertreiben, von der Sie eben in so poetischer Umschreibung zu sprechen wußten?"

Auch Doktor Bourdaloue lächelte. Sie hatten einander jetzt vollkommen verstanden.

„Vielleicht, mein gnädiges Fräulein! Es käme eben darauf an, ob man mich zum Bundesgenossen oder zum Gegner haben will. Es würde wahrscheinlich mein Vorteil nicht sein, wenn der Fürst thöricht genug wäre, seine goldene Junggesellenfreiheit zu opfern — dürfte man es mir da verargen, wenn ich mich nur unter gewissen Bedingungen entschließen könnte, solcher Thorheit Vorschub zu leisten?"

„Und diese Bedingungen, wie würden sie etwa beschaffen sein? Es ist am Ende doch interessant, zu erfahren, um welchen Preis ungefähr ein Fürst Apraxin zu haben ist."

Doktor Bourdaloue blieb ihr die Antwort darauf schuldig; aber er deutete mit einer Kopfbewegung gegen das Fenster hin und sagte: „Da kommt das Koupee Seiner Durchlaucht die Straße herauf und nach der Gangart der Pferde zu urteilen, kann es weder ein Toter noch ein Schwerverwundeter sein, welchen man darin bringt. Wenn Sie noch etwa jetzt dem Fürsten auszuweichen wünschen, mein gnädiges Fräulein, so würde Ihnen dazu nur der Weg durch den Garten offen stehen, denn

in weniger als drei Minuten kann er in diesem Zimmer sein."

Victoria trat dicht vor ihn und indem sie ihm fest ins Gesicht sah, fragte sie: „Wenn nun statt meiner jene andere hier stände, von der wir soeben gesprochen, und wenn sie Ihre Bedingungen angenommen hätte — welchen Rat würden Sie ihr dann als ein ehrlicher Bundesgenosse geben?"

„Ich würde ihr raten zu bleiben, doch nur, um alsdann scheinbar für immer zu gehen."

„Scheinbar für immer? Und warum das?"

„Weil Konstantin Nikolajewitsch nur durch starke Beweise würde veranlaßt werden können, an die Uneigennützigkeit einer Frau zu glauben. Diejenige allein, die sich von ihm suchen läßt, hat Aussicht darauf, ihn schließlich zu gewinnen."

„Und das ist Ihre aufrichtige Meinung?"

„Gewiß! Warum sollte ich anders als aufrichtig gegen Sie sein?"

„Nun wohl, ich danke Ihnen. Aber gehen Sie jetzt; ich höre den Wagen bereits in die Einfahrt rollen. Lassen Sie mich mit dem Fürsten allein!"

Doktor Etienne Bourdaloue zog sich mit einer

sehr höflichen Verbeugung zurück, und als er eine Minute später dem Fürsten im Vorzimmer begegnete, sagte er mit gedämpfter Stimme: „Durchlaucht werden im Empfangszimmer erwartet, und Sie dürfen sich darauf gefaßt machen, einer sehr angenehmen Ueberraschung zu begegnen."

Konstantin zog die Brauen zusammen.

„Eine Dame?" fragte er kurz. Und als Bourdaloue mit einem bedeutsamen Achselzucken, das nur für eine Bejahung gelten konnte, antwortete, fügte er verdrießlich hinzu: „Sie hätten sie fortschicken sollen, Doktor! Ich bin augenblicklich wahrhaftig nicht in der Stimmung für dergleichen. Ist Sie Ihnen bekannt?"

„Ich wiederhole, daß es sich um eine Ueberraschung handelt. Ich durfte Eure Durchlaucht auf dieselbe vorbereiten; aber ich darf nicht so ungalant sein, sie ganz zu verderben."

Unmutig warf der Fürst den Kopf zurück und ging an ihm vorüber. Aber er war trotz des Doktors Andeutung unverkennbar auf alles andere eher gefaßt gewesen als darauf, sich Victoria Delonda gegenüber zu sehen, und der Ausdruck, mit welchem er bei ihrem Anblick in unverhehltem Erstaunen ausrief: „Sie, mein Fräulein?"

verriet nichts von Freude über diese unerwartete Entdeckung.

Victoria aber wurde dadurch nicht entmutigt; ihm beide Hände entgegenstreckend, eilte sie auf ihn zu, und wenn die Freude, die sich in ihren schönen Zügen ausprägte, eine erheuchelte war, so gab es sicherlich in keinem Pariser Theater eine vorzüglichere Schauspielerin als sie.

„Ja, mein Fürst, ich bin es — ich, der die qualvolle Angst um Sie daheim nicht länger Ruhe ließ und die sich selbst um den Preis Ihrer Achtung Gewißheit über den Ausgang dieses unseligen Zweikampfes verschaffen mußte. Dem Himmel sei Dank — ich sehe Sie lebend und unverletzt vor mir, und ich werde an unsere kurze Bekanntschaft wenigstens nicht mit dem schrecklichen Vorwurf zurückdenken müssen, Sie durch eine unüberlegte Handlung, durch eine vielleicht allzuheiße Aufwallung meines weiblichen Stolzes in den Tod getrieben zu haben."

Konstantin hatte eine der beiden dargebotenen Hände genommen, um sie flüchtig an seine Lippen zu führen; aber er gab sie noch in demselben Augenblick wieder frei, und es klang eisig kühl, da er erwiderte: „Ihre Besorgnis muß mich unter allen

Umständen zu Dank verpflichten, mein Fräulein, aber nur ein Irrtum oder ein Mißverständnis kann derselben zu Grunde liegen. In keinem Falle wäre für Sie auch nur der geringste Anlaß zu einem solchen Selbstvorwurfe vorhanden gewesen."

„Haben Sie sich nicht soeben mit dem Vicomte de Latouche geschlagen? Und war es nicht meine Unüberlegtheit, welche diesen Zweikampf herbeigeführt hat?"

„Es steht mir nicht zu, eine derartige Kritik an Ihrer Handlungsweise zu üben. Da Sie sich durch den vielleicht etwas ungeschickten Ausdruck meiner Verehrung beleidigt fühlten, war es mir natürlich, daß Sie denjenigen Ihrer Freunde, der Ihrem Herzen am nächsten stand, damit beauftragten, Ihnen Genugthuung für diese Beleidigung zu verschaffen. Nur würde ich es, offen gestanden, viel natürlicher finden, wenn Sie jetzt um ihn in Sorge wären, nachdem Sie durch die Indiskretion irgend eines Beteiligten von der Entwickelung der Sache unterrichtet worden sind. Es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß diese Sorge zugleich eine viel größere Berechtigung gehabt haben würde als die Befürchtungen, welche Sie in Bezug auf meine Person zu hegen die Güte hatten."

„Das heißt: Latouche ist gefallen — Sie haben ihn getötet?“

Konstantin wandte sich halb von ihr ab und seine Finger spielten mechanisch mit einem auf dem Tische liegenden Buche.

„Als ich ihn verließ, war er noch am Leben, und ich hoffe, daß die schlechten Prophezeiungen des Arztes nicht in Erfüllung gehen werden. Aber wenn Sie ganz sicher sein wollen, mein Fräulein, noch zur rechten Zeit zu kommen, werden Sie nicht zögern dürfen, zu ihm zu eilen.“

In der That machte Victoria ein paar Schritte gegen die Thür; aber sie ging nicht, sondern sie fragte nach einem sekundenlangen Schweigen mit halberstickter Stimme: „Und so müssen wir uns trennen, Konstantin? Sie können mir nicht vergeben?“

Der Fürst vermied es noch immer, sie anzusehen, aber die höfliche Kälte, die er auch jetzt im Ton seiner Erwiderung festzuhalten suchte, klang doch viel gezwungener als vorhin.

„Ich wiederhole, daß ich Ihnen nichts zu vergeben habe. Soweit hier von einem Verschulden überhaupt die Rede sein kann, liegt dasselbe ausschließlich bei mir, und ich beklage aufrichtig, daß

der Ausgang, über den ich ja keine Macht hatte, den Forderungen der Gerechtigkeit nicht vollkommen entspricht."

„Und wenn ich mich nun soweit erniedrigte, Ihnen zu gestehen, daß ich diesen Ausgang seit dem heutigen Morgen, wo ein orakelhafter Brief des Vicomte mich alles erraten ließ, ersehnt und erfleht habe in verzweifelten Gebeten — daß ich meine Uebereilung tausendmal verwünscht und mich viel härter angeklagt habe, als Sie es vermöchten — werden Sie mich auch dann noch mit eisiger Verachtung von sich weisen und mir das freundliche Abschiedswort verweigern, das ja das einzige ist, was ich noch von Ihnen begehre?"

Da wandte er sich hastig gegen sie, und die Erregung in seinen Zügen verriet, wie sehr er sich bisher Gewalt angethan hatte, um die Maske festzuhalten.

„Aber ist denn nun dies die Wahrheit, Victoria?" fragte er. „Gefällt es Ihnen nicht vielleicht auch jetzt, mit mir zu spielen, wie Sie früher mit mir gespielt haben?"

Ein schmerzliches Lächeln ging über ihr schönes Gesicht.

„Wie wenig haben wir uns doch verstanden,

Fürst, wenn Sie eine solche Anklage gegen mich erheben können! Was auch immer ich an Vorwürfen verdient haben mag — diesen wenigstens darf ich mit gutem Gewissen zurückweisen."

„So erklären Sie mir die Widersprüche in Ihrem Benehmen, Victoria, und lösen Sie mir das Rätsel, welches Ihr Verhalten mir aufgegeben hat. Sie werden mir nicht sagen dürfen, daß Sie mich nicht verstanden hätten, denn die Sprache, welche ich zu Ihnen redete, verstand seit dem Anbeginn der Welt doch jedes Weib. Und Sie hätten tausend Möglichkeiten gehabt, mir Antwort darauf zu geben — eine klare, unzweideutige Antwort, die mir ein- für allemal Gewißheit darüber verschafft hätte, ob ich auf die Erfüllung meiner Wünsche zu hoffen habe oder nicht. — Sie aber sind — so wollte es mir wenigstens scheinen — dieser Antwort stets geflissentlich aus dem Wege gegangen und haben mich in dem einen Augenblick mit Augen und Mund ermutigt, nur um mich in dem andern desto tiefer in Ungewißheit und Zweifel zurückzustoßen. Mit jeder neuen Begegnung wurden Sie mir unbegreiflicher, und mehr als einmal wollte der Unmut mich überwältigen, wenn ich mich immer wieder zum Spielball Ihrer

wechselnden Launen gemacht sah. Glaubte ich doch zu bemerken, daß Sie die anderen genau so behandelten wie mich, daß dieser steifleinene Vicomte vielleicht sogar ungleich deutlichere Beweise Ihrer Gunst empfing als ich. Durften Sie es mir verübeln, wenn mein Stolz sich gegen eine solche Annahme auflehnte und wenn es mich endlich trieb, Gewißheit zu erlangen um jeden Preis? Wie auch immer Ihre Antwort ausfallen mochte auf das kleine Geschenk, das ich Ihnen zugleich mit meinen Blumen anzubieten wagte, sie mußte mich unter allen Umständen über die wahre Natur Ihrer Empfindungen aufklären — und ich verhehle Ihnen nicht, daß ich auf alle erdenklichen Möglichkeiten gefaßt gewesen war — nur nicht auf die, deren Folgen in diesem Augenblick der arme Vicomte zu tragen hat. — Aber eine deutliche Antwort war ja am Ende auch das, und ich bin gewöhnt, den Willen einer Dame, der mir auf solche Weise kundgegeben worden ist, unbedingt zu respektieren. Mein weiteres Verhalten gegen Sie war mir, wie ich meinte, mit voller Bestimmtheit vorgezeichnet; denn Sie hatten mich nicht nur zurückgewiesen, sondern Sie hatten mir auch dadurch, daß Sie den Vicomte zu Ihrem Ritter auserſahen,

mit aller nur immer wünschenswerten Klarheit zu erkennen gegeben, weshalb Sie es gethan. Wie soll ich nun Ihr Erscheinen in meinem Hause, das mich noch vierundzwanzig Stunden früher unaussprechlich beglückt haben würde — wie soll ich die Besorgnis, welche Sie für mein Leben an den Tag legen, während das Schicksal des Vicomte Sie kaum zu berühren scheint — in Uebereinstimmung bringen mit alledem? Geben Sie mir eine Erklärung dafür, Victoria — eine Erklärung, an die ich glauben kann, und ich werde Sie demütig um Verzeihung bitten für jede Kränkung, die ich Ihnen jemals in Worten und Gedanken angethan."

Noch immer war das kleine, wehmütige Lächeln auf ihrem Gesicht, zu dessen stolzer Schönheit es einen so fremdartigen Gegensatz bildete, und zaudernd nur, wie in schamhaftem Widerstreben, kam die Erwiderung auf seine mit wachsender Leidenschaftlichkeit vorgebrachte Anklage über ihre Lippen.

„Eine Erklärung? — Sie kann uns beiden jetzt nur noch wenig frommen, mein Fürst, aber da unsere Lebenswege wohl noch in dieser Stunde für immer auseinandergehen — warum sollte ich

sie Ihnen am Ende verweigern? Was Sie mir da vorgeworfen haben, es bestand in der That nicht blos in Ihrer Einbildung, sondern ich will gern zugeben, daß es ein ziemlich richtiges Bild meines Verhaltens gegen Sie gewesen sei. Nur ein einziger kleiner Irrtum ist Ihnen dabei widerfahren — nur einen einzigen Unterschied giebt es zwischen der Sünde, deren Sie mich anklagen, und der Sünde, deren ich mich schuldig fühle. Sie sind kein Meister in der Kunst, Frauenherzen zu ergründen, Konstantin, oder Sie müssen sehr gering von meinem Geschlecht denken, wenn Ihnen niemals in den Sinn gekommen ist, daß es vielleicht doch noch eine andere Deutung für mein Benehmen geben könne. Ihre Sprache — o ja, ich hatte sie verstanden schon in jener ersten Stunde, die wir vor einigen Wochen im Atelier des Bildhauers Gaillard verplauderten; aber schon in derselben Stunde hatte ich auch empfunden, daß der Unterschied der Geburt und der gesellschaftlichen Stellung zwischen uns lag wie ein Abgrund, der Ihnen, mein Fürst, zwar nicht gefährlich war, der mich aber nur zu leicht verschlingen konnte. Und je süß berauschender, je verführerisch lockender mir Ihre Sprache klang, desto mehr war ich bemüht, die

Augen offen zu halten und jenes gefährlichen Abgrundes eingedenk zu bleiben."

„Ich träumte davon," fuhr Victoria leise fort, „Ihre gute Freundin zu werden, da ich von vornherein einsah, daß ich Ihnen niemals mehr sein könnte, und da ich zu groß von Ihnen dachte, um zu fürchten, daß Sie mir jemals zumuten möchten, Ihnen etwas anderes, schimpflicheres zu sein. Aber ich hatte dabei meine eigene Kraft wohl ebenso sehr überschätzt als Ihre Achtung vor meiner Frauenwürde. Der Ton kühl verständiger Freundschaft, auf den ich mich vorzubereiten suchte, sobald Sie fern von mir waren, wollte mir herzlich schlecht gelingen, wenn Sie mir gegenüber saßen und wenn Ihre viel zu beredten Blicke bis auf den Grund meiner Seele zu tauchen schienen. Dann gab es wohl Momente, in denen ich unter dem Bann Ihrer Persönlichkeit alles vergaß, was mich hatte wappnen sollen gegen die Gefahr: meine Vorsätze, die Mahnungen der Vernunft und die Erkenntnis von dem Dasein jenes Abgrundes, über den wohl keiner von uns die verbindende Brücke zu schlagen vermochte. Aber der kurzen Selbstvergessenheit folgte die grausame Ernüchterung stets auf dem Fuße nach, und es war gewiß nur

natürlich, wenn ich alsdann darauf bedacht war, durch verdoppelte Zurückhaltung gegen Sie oder durch vermehrte Freundlichkeit gegen irgend einen gleichgültigen anderen den Eindruck wieder zu verwischen, den meine unbedachte Hingabe an die Seligkeit eines Augenblicks auf Sie hervorgebracht haben mochte. Daß Sie für übermütige Launenhaftigkeit oder gar für klug berechnete Koketterie halten konnten, was mir so viel schmerzliche Kämpfe und so viel namenlose Bitterkeit bereitet hat, das müßte mich jetzt ja beinahe mit Genugthuung erfüllen über die Geschicklichkeit, mit der ich meine wahren Empfindungen in solchen Augenblicken vor Ihnen zu verbergen verstand. Aber es wäre eine wehmütige Genugthuung, mein Fürst — eine Genugthuung, wie ein Weib, und wäre es auch das heldenmütigste und entsagungsfähigste seines Geschlechts, sie nicht gern erfährt. Was bedeutet denn auch dieser Triumph meiner Verstellungskunst neben der Thatsache, daß es mir nicht einmal gelungen ist, mir Ihre Achtung zu erhalten! — Nein, nein, widersprechen Sie mir nicht, Konstantin, denn wir wollen in dieser Stunde doch ganz offen und ehrlich miteinander reden! Sie werden mir einräumen müssen, daß Sie einer

Dame, die Ihre volle Achtung genoß, niemals ein solches Geschenk auf solche Art zu bieten gewagt hätten. Nie in meinem Leben hatte ich eine so schmerzliche Enttäuschung erfahren, als in dem Augenblick, da ich den Schmuck zwischen Ihren Blumen fand. Es war mir, als ob etwas in meinem Herzen zerrissen und zertrümmert worden sei, als ob es mir hinfort nie mehr möglich sein würde, an Seelengröße und an Reinheit des Empfindens bei einem Manne zu glauben. Dies wahrhaftig hatte ich nicht um Sie verdient, und mit nichts anderm hätten Sie mich so grausam verwunden können, als durch eine Handlung, welche mich auf dieselbe Stufe stellte mit den erbärmlichsten Frauen, die Ihren Lebensweg gekreuzt haben mögen. Gerade weil die Beschimpfung von Ihnen ausging, vermochte ich sie nicht zu ertragen, und in jener ersten Verzweiflung, die mich jedes klaren Gedankens beraubte, that ich den unheilvollen, tausendmal bereuten Schritt. Ich bin hart genug für meine Uebereilung bestraft worden und werde mein ganzes, langes Menschenleben hindurch büßen müssen für die thörichte Schwäche, die mich abhielt, Ihnen zu rechter Zeit zu entfliehen — sollte ich nun zu alledem geduldig auch noch den

Vorwurf auf mich nehmen, daß es nur ein kokettes Spiel gewesen sei, was ich mit Ihnen getrieben?"

„Vergeben Sie mir, Victoria!" rief Konstantin, indem er zwischen sie und die Ausgangsthür des Zimmers trat. „Ich habe Sie verkannt und habe Ihnen schweres Unrecht zugefügt; aber gerade deshalb dürfen Sie jetzt nicht von Trennung und von Abschiednehmen sprechen! — Sie müssen mir vielmehr Gelegenheit geben, wieder gut zu machen, was ich an Ihnen gesündigt."

Mit trauriger Miene schüttelte sie den Kopf.

„Das ist nun vorbei, mein Fürst! Nach alledem, was jetzt geschehen ist, kann von einem weiteren Verkehr zwischen uns nicht mehr die Rede sein, und nur in dieser Gewißheit durfte ich Ihnen ein Geständnis machen, wie Sie es soeben von mir gehört."

Es war, als ob er ihr noch einmal heftig widersprechen wolle; dann aber schien er plötzlich anderen Sinnes zu werden und sagte: „Ich sehe ein, daß es meine Pflicht ist, mich Ihrem Willen zu unterwerfen. — Die Thür Ihres Hauses wird mir also für die Zukunft verschlossen sein?"

„Nicht Ihnen allein, Konstantin! Wir werden

voraussichtlich schon in den allernächsten Tagen Paris verlassen."

„Ah, ist das Ihr Ernst?" rief er überrascht. „Und wohin gedenken Sie sich zu begeben?"

„Wahrscheinlich nach Berlin, wo meiner Mutter einige Freunde aus vergangenen Tagen leben. Vielleicht gelingt es mir, inmitten einer Fülle von neuen Eindrücken zu vergessen, woran mich hier in Paris zu meinem Schmerz Stunde um Stunde tausend kleinere Erinnerungen mahnen müßten."

Welcher Art die Antwort gewesen wäre, zu der der Fürst die Lippen öffnete, Victoria erfuhr es nicht mehr; denn in diesem Augenblick wurde ziemlich hastig eine Thür geöffnet, und Frithjof Alström, der seinen Freund wohl allein glauben mochte, trat in das Zimmer. Zwar wollte er sich bei dem Anblick der jungen Dame sogleich wieder zurückziehen, doch der Fürst, dem die Störung allem Anschein nach gar nicht sehr ungelegen war, veranlaßte ihn durch einen Wink zu bleiben.

„Erlauben Sie mir, mein gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen Herrn Frithjof Alström, meinen besten — nein, meinen einzigen Freund, vorstelle.

Er ist ein genialer Musiker, und Sie werden sich vielleicht später, wenn sein Ruhm die Welt erfüllt, mit Vergnügen daran erinnern, heute seine Bekanntschaft gemacht zu haben."

Eine kleine Falte des Unmuts war zwischen Victorias Brauen erschienen, als sie den Fremden eintreten sah; in dem Augenblick aber, da ihr der Fürst seinen Namen genannt, hatten sich ihre Augen weit geöffnet, und in dem Blick, mit welchem sie den jungen Musiker betrachtete, war fast etwas wie ein Ausdruck des Entsetzens.

„Sie heißen Alström, mein Herr?" fragte sie in einem Tone, der deutlich genug verriet, daß es sich um mehr als um eine der in einem solchen Falle hergebrachten Redensarten handle. „Sie stammen aus Schweden?"

„Ja, mein Fräulein," erwiderte er, mit einem gleichgültigen und zerstreuten Blick über sie hinstreifend. „Ich wurde in Schweden geboren, aber meine Mutter war eine Deutsche und schon in meinem ersten Lebensjahre kam ich nach Deutschland, das ich darum wohl als meine eigentliche Heimat betrachten darf."

„Und Ihr Vater, Herr Alström, welchen Vornamen führte er? — Verzeihen Sie mir die

scheinbar indiskrete Frage, aber ich bin früher einmal einem Herrn Ihres Namens begegnet, und es würde mich interessieren, zu erfahren, ob er zu Ihnen in näheren verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden."

Frithjof sah sie verwundert an. Innerhalb eines Zeitraums von kaum 24 Stunden wurde dieselbe Frage nun zum zweiten Mal an ihn gerichtet. Es war, als ob die ganze Welt voller Alströms wäre.

„Mein Vater hieß Olaf, mein Fräulein," sagte er. Etwas näheres aber vermag ich über ihn nicht zu berichten; denn ich habe ihn nie gesehen."

Mit einer Bewegung, die nach ihrem soeben noch kundgegebenen Interesse fast unhöflich erscheinen konnte, wandte Victoria sich von ihm ab.

„Er ist also jedenfalls nicht identisch mit dem Herrn, an welchen ich dachte . . ."

Und dann, indem sie sich wieder gegen den Fürsten kehrte, fügte sie hinzu: „Eure Durchlaucht werden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie sich für das erwähnte wohlthätige Werk interessieren wollen und wenn mein Besuch darum kein ganz vergeblicher gewesen ist."

Konstantin verbeugte sich und ging sogleich mit weltmännischer Gewandtheit auf ihre Erfindung ein.

„Ihre Fürsprache wird nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sein, mein gnädiges Fräulein. Und die Reise, die Sie zu dem gedachten Zwecke unternehmen wollen, sie ist wirklich fest beschlossen?“

„Unwiderruflich! — Und Sie wünschen mir doch wohl, daß ich, was ich erreichen möchte, für mich von dieser Reise erhoffe?“

Ihre Blicke begegneten sich, und es war unverkennbar, daß er noch einmal einen Kampf zu bestehen hatte mit sich selber. Aber der Kampf war auch diesmal nur von kurzer Dauer, denn nach einem kaum sekundenlangen Zaudern erwiderte er: „Ja, ich wünsche es Ihnen von Herzen, denn auch ich bin der Meinung, daß das von Ihnen bezeichnete Heilmittel vor allen anderen den Vorzug verdiene.“

Er reichte ihr galant den Arm, um sie hinauszugeleiten, und Victoria hatte ihre Mienen jetzt genugsam in der Gewalt, um nichts mehr von dem Eindruck zu verraten, den seine letzten Worte auf sie hervorgebracht haben mußten. Mit einem leichten Neigen des Hauptes nur verabschiedete sie sich von Frithjof; aber während sie das Zimmer

verließ, wandte sie sich doch noch einmal nach ihm zurück, und es war, als ob sie sich jede Einzelheit seiner äußeren Erscheinung mit diesem durchdringenden Blick unauslöschlich in das Gedächtnis einprägen wolle.

Siebentes Kapitel.

Als Fürst Konstantin Apraxin fünf Minuten später zu seinem Freunde zurückkehrte, war sein Gesicht sehr ernst und es klang weniger herzlich als sonst, da er fragte: „Wünschest Du mir etwas mitzuteilen, Frithjof? — Wenn es sich um Dinge handelt, die für Dich von Wichtigkeit sind, bin ich natürlich zu Deiner Verfügung."

Es war ein ziemlich deutliches Verlangen nach Alleinsein, das sich in diesen Worten offenbarte; aber der junge Künstler, der sonst so feinfühlig

in derartigen Dingen war, schien den Wunsch des Freundes diesmal nicht zu erkennen.

„Ich habe soeben einen Brief empfangen, Konstantin, den ich Dir wohl nicht vorenthalten darf. Ich bitte Dich, ihn zu lesen und mir einen Rat zu geben, wie ich mich darauf verhalten soll."

Er reichte dem Fürsten ein Blatt, das dieser hastig und ersichtlich ohne besondere Wißbegierde überflog.

„Von Frau Margarethe Corbach," sagte er. „Sie dankt Dir für Deine Bemühungen in ihrem Interesse, und sie bittet Dich, ihr wie ihrer Tochter ein freundliches Andenken zu bewahren, das ist alles — inwiefern könntest Du in Bezug auf diesen Brief meines Rates noch bedürfen?"

„Du schienst mich gestern besser zu verstehen, Konstantin," gab Frithjof mit leisem Vorwurf zurück. „Der Gedanke, daß ich Gabriele Corbach nicht mehr wiedersehen soll, ist ein sehr schmerzlicher für mich. Glaubst Du, daß ich diesen Brief so verstehen müsse, als ob mir dadurch jede Aussicht auf eine Wiederbegegnung abgeschnitten werden solle?"

„Es scheint so. Wenn man Verlangen danach trüge, den Verkehr mit Dir fortzusetzen, so würde

das Schreiben wahrscheinlich anders lauten. Und jedenfalls ist es so ja auch für Dich am besten."

„Am besten? — Und warum?"

„Weil es schade darum wäre, wenn Du anfingst, Deine jugendliche Begeisterung in solchen Dingen zu vergeuden. Bei Angelegenheiten, an denen wir wirklich mit dem Herzen beteiligt sind, kommt für uns Männer am Ende doch nie etwas anderes heraus als Verdruß und Enttäuschung. Die Frauen verdienen es nun einmal nicht, daß wir sie anders denn als ein leicht vergängliches Spielzeug behandeln. Im günstigsten Falle geben sie uns Rätsel auf, deren Lösung zu finden zumeist ein sehr unfruchtbares Bemühen ist. Es mag ja sein, daß ich diesen Corbachs, was ihre Beziehungen zu Stepan Fedorowitsch anbetrifft, Unrecht gethan habe, aber im Grunde wird die Kleine mit der Unschuldsmiene sicherlich auch nicht besser sein als alle anderen."

Frithjofs Stirn hatte sich in Falten gezogen und er machte ein paar Schritte gegen die Thür.

„Du bist in übler Laune, Konstantin," sagte er, eine andere, heftigere Entgegnung sichtlich nur mit Mühe unterdrückend, „laß uns denn nicht weiter darüber reden."

Es ließ sich nicht verkennen, daß er empfindlich verletzt worden war, und in einer Regung des Bedauerns über diese Wirkung seiner Worte ging Fürst Apraxin ihm nach und legte ihm beide Hände auf die Schultern.

„Sei mir nicht böse, mein lieber Frithjof, und glaube mir, daß ich es ehrlich und gut mit Dir meine, auch wenn die Aufrichtigkeit meiner Worte Dich ein wenig gekränkt haben sollte. Du darfst es mit der Form nicht so genau nehmen, denn ich bin heute wirklich in einer Verfassung, die mir wohl einigen Anspruch auf Deine Nachsicht giebt. Kannst Du Dir vorstellen, wie einem Menschen zu Mute ist, der soeben einen anderen getötet hat?“

„Konstantin!“ schrie der junge Künstler entsetzt auf. Aber gleich darauf fügte er im Unwillen über sein eigenes Erschrecken ärgerlich hinzu: „Was ist das für ein Scherz! Du mußt verzeihen, wenn ich in diesem Augenblick nicht das rechte Verständnis für solche Späße habe.“

„Wollte der Himmel, daß es nur ein Spaß wäre! Aber es ist Ernst, mein guter Junge — blutiger Ernst, und ich hoffe, Du wirst mir nicht Deine Freundschaft aufkündigen, weil ich bei der

Verteidigung meines eigenen Daseins demjenigen eines armen Teufels vielleicht ein vorzeitiges Ende bereitet habe."

Frithjof hatte seinen eigenen Kummer augenscheinlich mit einem Male vollständig vergessen. Er nahm die Hände des Freundes und sah ihm voll aufrichtigster Sorge in das blasse Gesicht.

„Sage mir um Gotteswillen, was geschehen ist, Konstantin! Warum auch ließest Du Dich mit meinem kleinen Leid behelligen, wenn etwas so Fürchterliches auf Deiner Seele liegt!"

„Ah, es ist gar so fürchterlich nicht, und die meisten meiner guten Freunde würden sich gewiß im Stillen über mich lustig machen, wenn sie sähen, von wie sentimentalen Anwandlungen ich mich da beherrschen lasse. Giebt es hier in Paris denn etwas alltäglicheres als ein Duell? Und ist es nicht ganz natürlich, daß man dabei lieber fremdes Blut fließen sieht als das eigene? Ich hätte Dich mit der ganzen Geschichte verschont, wenn sie nicht vielleicht danach angethan wäre, Dich auf eine heilsame Weise zu warnen, und wenn es mir nicht leid gethan hätte, Dich mit so beleidigter Miene fortgehen zu sehen. Natürlich war es auch diesmal ein Weib, welches die Schuld

daran trug, und vielleicht nicht einmal ein Weib von der schlechtesten Art. Sie hatte mir eben ein Rätsel aufgegeben, und die Auflösung, die ich gefunden zu haben glaubte, war falsch. Daß nicht ich, sondern ein anderer den Irrtum bezahlen mußte, ist nur eine von den vielen Unbegreiflichkeiten des Schicksals, das ja so gern den Unschuldigen für den Schuldigen büßen läßt. Und unschuldig war er, dieser arme Narr, der es mit seinen Ritterpflichten so furchtbar ernst nahm, daß ich schon nach den ersten Stößen sah, wie fest er entschlossen war, mich zu töten. Ich hätte ihn gern mit einer kleinen Schramme davonkommen lassen, aber er machte es mir in seinem Eifer leider ganz unmöglich, und soweit ginge selbst die Lebensverachtung eines Selbstmordkandidaten kaum, daß er sich ruhig niederstechen ließe, wenn er den Degen zu seiner Verteidigung in der Hand hält. Als ich zum dritten Male nur mit genauer Not den Stoß pariert hatte, der gerade auf mein Herz gerichtet war, verließ auch mich die Geduld und ich nahm eine schlechte Deckung meines hitzigen Gegners wahr, um der Sache ein Ende zu machen. Vielleicht drang die Spitze meines Degens dabei etwas tiefer ein, als es nötig gewesen wäre, um

den anderen kampfunfähig zu machen — aber wer hätte seine Faust wohl so ganz in der Gewalt, wenn ihm das Blut in den Schläfen hämmert und wenn er nichts mehr als einen Wirbel von roten Flecken vor seinen Augen sieht!"

„Er benahm sich wie ein vollendeter Kavalier, der arme Vicomte," fuhr Konstantin fort, „und bis zu dem Augenblick, wo ihm das Bewußtsein schwand, machte er sich nicht des kleinsten Verstoßes gegen die Etikette schuldig. „Auf das nächste Mal, mein Herr!" das waren seine letzten Worte, und ich gebe Dir die Versicherung, daß ich mit Freuden an seiner Stelle gewesen wäre, als wenige Minuten später der Arzt, der ihn untersucht hatte, mit einem bedenklichen Kopfschütteln erklärte: es sähe verteufelt schlecht aus. Der Mann ist ein Narr, das unterliegt keinem Zweifel; aber es ist etwas Ritterliches in seiner Narrheit, etwas Großherziges, das uns vernünftige Leute mitunter wohl beschämen könnte. Ich wollte — aber das ist ja alles Thorheit! Was hilft es, sich jetzt noch mit Wünschen aufzuhalten, wie es hätte sein können. Man muß die Dinge nehmen, wie sie sind, und ich zweifle nicht, daß ich nach vierundzwanzig Stunden ebenso kühl darüber denken werde, als

andere in ähnlicher Lage darüber gedacht haben. Bis dahin aber, mein guter Frithjof, nimmst Du wohl einige freundliche Rücksicht auf meine Stimmung und lässest mich mit meinen dummen Gedanken in der Stille fertig werden. Morgen, das verspreche ich Dir — morgen werden wir desto mehr von Dir und von Deinen Herzensangelegenheiten reden."

Frithjof fühlte, daß er dem Freunde in der That keinen größeren Dienst leisten könne als mit der Erfüllung seines Wunsches. Er drückte ihm noch einmal warm die Hand und ließ ihn dann allein.

Für den ganzen Rest des Tages blieb Fürst Apraxin in seinem Zimmer. Das Diner, zu welchem er einige seiner Freunde eingeladen hatte, war noch in der letzten Stunde abgesagt worden, und er empfing keinen anderen Besucher als Herrn de Sarcey, der am Nachmittag auf wenige Minuten kam.

Da er auch am nächsten Morgen noch nicht im Frühstückszimmer erschien und da der Kammerdiener auf Frithjofs besorgte Fragen erklärte, daß Seine Durchlaucht sich bei gutem Wohlsein befänden, machte der junge Musiker keinen Versuch, ihn in

seiner freiwilligen Zurückgezogenheit zu stören, um so weniger, als er während der schlummerlosen Nacht zu einem Entschluß gekommen war, an dessen Ausführung er sich nicht durch neue Abmahnungen des Freundes hindern lassen wollte.

Um die Mittagszeit schlug Alström wieder den Weg nach jenem Hotel Garni ein, welches seit zwei Tagen den Mittelpunkt all seiner Gedanken gebildet hatte. Je näher er dem Ziel seiner Wanderung kam, desto langsamer wurden freilich seine Schritte und desto schwerer fiel ihm die Erkenntnis auf das Herz, daß er eigentlich im Begriff sei, eine große Thorheit oder doch wenigstens etwas sehr Unschickliches zu begehen. Es fehlte ihm fast an Mut, den entscheidenden Schritt zu thun, noch weniger aber konnte er sich zum Umkehren entschließen. Auf einem ziemlich beträchtlichen Umwege und eine halbe Stunde später, als es durch die Länge des Weges bedingt gewesen wäre, gelangte er endlich in die enge, wenig vornehme Straße. Aus einiger Entfernung schon sah er, daß ein mit mehreren Koffern und Körben beladener Fiaker vor dem Hause stand. Von einer herzbeklemmenden Ahnung erfüllt, beschleunigte er seine Schritte und erreichte die Thür des Hauses

in demselben Augenblick, da Frau Corbach und ihre Tochter in einfachen Reise-Anzügen auf die Straße hinaustraten. In der ersten Verwirrung war er nur fähig, seinen Hut zu ziehen und sich tief vor ihnen zu verbeugen. Auch die beiden Damen schienen überrascht, aber die ältere von ihnen faßte sich schnell und reichte ihm mit aufrichtig freundlichem Lächeln die Hand.

„Welch ein glücklicher Zufall, Herr Alström, der uns noch einmal zusammenführt und der mir Gelegenheit giebt, Ihnen auch mündlich zu danken. Sie haben sich unserer Interessen mit einer so aufopfernden Liebenswürdigkeit angenommen, daß wir uns wohl für immer als Ihre Schuldnerinnen betrachten müssen."

Bescheiden lehnte er jeden Dank ab und wagte dann eine schüchterne Frage, ob die Damen etwa die Absicht hätten, Paris zu verlassen.

„Was sollte uns noch hier zurückhalten!" erwiderte Frau Corbach wehmütig. „Wir werden die Tage dieses Pariser Aufenthalts fortan zu den schmerzlichsten Erinnerungen unseres Lebens zählen müssen, und Ihre menschenfreundliche Uneigennützigkeit allein wird ein Lichtblick in dem düsteren Bilde

sein, das die Erlebnisse dieser schrecklichen Wochen in unseren Herzen zurückgelassen.“

Er bemühte sich, ein verbindlich heiteres Gesicht zu machen, während seine Brust von namenlosem Weh erfüllt war und während sich in seinem Kopfe allerlei abenteuerlich tolle Pläne wälzten, wie er die Bande, die ihn an die französische Hauptstadt fesselten, zerreißen könne, um ihnen zu folgen, aufs Geradewohl in die weite Welt hinein.

Er fragte nach dem Ziel ihrer Reise, aber es war eine wenig befriedigende Antwort, die er empfing.

„Wir werden nach Deutschland zurückkehren,“ sagte Frau Corbach, „aber wir sind noch völlig im Ungewissen, wohin wir uns dort wenden sollen. Da wir genötigt sind, uns erst eine Existenz zu gründen, dürfen wir ja nicht mehr wie früher lediglich unseren Neigungen folgen.“

Dem Portier, der schon seit mehreren Minuten in Erwartung seines Trinkgeldes mit abgezogener Mütze am Wagenschlage stand, mochte die Unterhaltung zu lange währen, denn er erinnerte die Damen daran, daß sie ihren Zug versäumen würden, wenn sie noch weiter mit der Abfahrt zögerten.

„Leben Sie denn wohl, mein Herr!“ sagte Frau Corbach noch einmal freundlich, indem sie sich zum Einsteigen anschickte. „Ich würde gern sagen: auf Wiedersehen, wenn dazu nicht gar so wenig Aussicht vorhanden wäre.“

Er hatte noch nicht ein einziges Wort mit Gabriele gesprochen, und kaum flüchtig hatte sie die Augen zu ihm erhoben; jetzt aber, da ihre Lebenswege allem Anschein nach für immer auseinander gehen sollten, faßte er sich ein Herze und streckte ihr seine Hand entgegen, wie wenn er ihr beim Besteigen des Wagens behülflich sein wollte.

„Eine wie weite Entfernung auch das Schicksal zwischen uns legen mag, mein Fräulein,“ sagte er, „ich gebe darum doch die Hoffnung nicht auf, daß wir uns eines Tages wieder begegnen werden — und zwar unter glücklicheren Umständen als das erste Mal.“

Der verdrießliche Portier räusperte sich und zog demonstrativ seine silberne Taschenuhr. Auch Frau Corbach sah etwas ängstlich aus, und vielleicht trug dies die Schuld daran, daß Gabriele ihm eine Erwiderung in Worten schuldig blieb. Ihre Augen aber gaben ihm Antwort — ihre Augen

und der warme Druck der kleinen, weichen Hand, die er für die Dauer einiger glücklicher Sekunden in der seinen fühlte. Dann, als sie neben ihrer Mutter Platz genommen hatte, schob der Portier ohne viele Umstände den Fremden beiseite, um den Damen eine glückliche Reise zu wünschen und sein Trinkgeld in Empfang zu nehmen. Nur mit Mühe konnte Frithjof über seine Schultern hinweg Gabrielens liebliches Gesichtchen noch erspähen; als darauf aber der Kutscher an den Zügeln ruckte und die Peitsche ermunternd auf den Rücken seines etwas kopfhängerischen Pferdes niederfallen ließ, bog sich plötzlich ein holdseliges Köpfchen aus dem offenen Wagenfenster heraus und eine kleine, weiße Hand bot dem Zurückbleibenden das Sträußchen dar, das er vorhin an der Brust des jungen Mädchens gesehen.

„Denken Sie zuweilen freundlich an uns zurück," klang eine süße Stimme an des beglückten Künstlers Ohr. „Noch einmal tausend, tausend Dank — und auf fröhliches Wiedersehen!"

Seinen Hut in der einen und das anspruchslose Sträußchen in der anderen Hand, schaute Frithjof dem davonrollenden Wagen nach wie ein Verzückter, sodaß die Vorübergehenden bei seinem

Anblick lächelten und daß ein Gassenjunge sich neben ihm aufpflanzte, um den Refrain eines anzüglichen Liedes zu pfeifen.

Der junge Musiker bemerkte nichts von alledem. Erst als der Fiaker an der nächsten Straßenbiegung verschwunden war, drückte er den Hut in die Stirn und ging langsam desselben Weges zurück, den er gekommen. Mit der ganzen Hoffnungsfreudigkeit der ersten jungen Liebe empfand er in diesem Augenblick nichts anderes als die beseeligende Zuversicht, daß Gabriele seine Empfindungen erraten habe — daß er auch ihr nicht ganz gleichgültig sei, und für eine kurze Spanne Zeit trat das bittere Weh der Trennung zurück vor dem überschwenglichen, himmelhoch jauchzenden Glück, das diese Gewißheit in seinem Herzen wach gerufen hatte.

Als er nach Hause zurückkehrte, wartete seiner eine nicht geringe Ueberraschung. Er fand den Fürsten mit Herrn de Sarcey und einem anderen Kavalier bei Champagner und Kartenspiel ersichtlich in vortrefflichster Laune. In seinem Gesicht so wenig als in seinem Benehmen verriet sich auch nur das kleinste Anzeichen jener tiefen seelischen Bewegung, die er gestern im Gespräch mit dem

Freunde an den Tag gelegt, und Frithjof, der sich aus Höflichkeit nicht sogleich wieder hatte entfernen wollen, wurde doch schon nach Verlauf weniger Minuten durch einige frivole Bemerkungen des Fürsten, die ihm das Blut zum Kopfe steigen ließen, veranlaßt, sich zurückzuziehen. Er hatte dieselben rätselhaften Widersprüche im Charakter Konstantins schon mehr als einmal empfunden; aber sie hatten ihn doch kaum je so heftig abgestoßen und so tief verletzt, als in seiner gegenwärtigen Stimmung. Während der nächsten Tage suchte er darum geflissentlich jedem Alleinsein mit dem Freunde auszuweichen, und der Fürst kam ihm in diesem Bemühen auf mehr als halbem Wege entgegen. Während Frithjof sich mit wahrhaft fieberhaftem Eifer in seine Studien vertiefte, ließ sich Konstantin Nikolajewitsch von dem Wirbelstrom der gewohnten Vergnügungen forttreiben wie nur jemals in seinen tollsten Tagen.

Der Figaro und die übrigen Boulevardblätter beschäftigten sich inzwischen sehr lebhaft und ausführlich mit der Duell-Affaire des Fürsten. Mit aller in solchen Fällen üblichen Weitschweifigkeit und unter Zuhilfenahme der blühendsten Reporterphantasie wurde da die Angelegenheit in spalten-

langen Artikeln besprochen. Man war allenfalls noch diskret genug, die Dame, welche selbstverständlich den Anlaß zu dem Zweikampfe gegeben haben mußte, nur mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens zu bezeichnen; die beiden Duellanten aber wurden nicht nur genannt, sondern der ganze Ehrenhandel wurde auch von seiner ersten Entstehung an bis zu dem Augenblick, da man den unglücklichen Vicomte anscheinend tödlich verwundet vom Platze getragen, mit behaglichster Breite geschildert.

Fürst Konstantin Apraxin war durch diese Teilnahme, welche die Zeitungen seinem Abenteuer zuwandten, plötzlich zu einem Gegenstande ganz besonderer Aufmerksamkeit für die gesamte Lebewelt von Paris geworden, und es konnte nicht Wunder nehmen, wenn ihn die neugierigen Fragen seiner Bekannten bald ebenso sehr verdrossen, als die Zudringlichkeit neuer Freunde und als die Glückwünsche, mit denen man ihn noch immer von den verschiedensten Seiten überschüttete. Als er eines Morgens auf der ersten Seite des Petit Journal wieder einen Artikel fand, der sich sehr eingehend mit seiner Person befaßte, während an einer anderen Stelle des Blattes ein Bericht über den noch immer

sehr bedenklichen Zustand des Herrn de Latouche zu lesen war, griff er in hellem Unwillen nach der Tischglocke und ließ den Doktor Bourdaloue zu sich bitten.

„Giebt es denn gar kein Mittel gegen solche Unannehmlichkeiten," fragte er, indem er seinem Privatsekretär das Blatt zuschob. „Werden diese Leute denn niemals müde werden, sich um meine Privatsachen zu kümmern?"

Doktor Bourdaloue zuckte mit den Achseln und lächelte in seiner ironischen Weise.

„Wir leben in dem Lande der beinahe unbeschränkten Preßfreiheit, Durchlaucht, und es giebt keine andere Waffe gegen diese Art von unerwünschter Teilnahme als schweigendes Ignorieren."

„Aber dies nimmt ja kein Ende! Man kann mir unmöglich zumuten, eine Zielscheibe der Neugier und des Witzes zu sein für jedermann. Vielleicht lassen sich einige dieser Klatschblätter mit Geld zum Schweigen bringen."

„Ich glaube es kaum, Durchlaucht. Wahrscheinlich würde sogar das Uebel dadurch nur noch verschlimmert werden. Wenn Ihnen das Geschwätz wirklich so überaus lästig ist, so giebt es wohl kein anderes Mittel, um es verstummen

zu machen, als daß Sie Paris zeitweilig ganz verlassen.“

Fürst Apraxin nahm diesen Rat sogleich mit solchem Eifer auf, daß es fast den Anschein haben konnte, als ob er nur darauf gewartet habe, ihn zu vernehmen.

„Sie haben Recht, Doktor,“ sagte er. „Treffen Sie also immerhin die erforderlichen Vorbereitungen, in einigen Tagen gehen wir nach Berlin!“

Etwas verblüfft über die Plötzlichkeit dieses Entschlusses blickte der Doktor auf.

„Nach Berlin?“ fragte er zögernd. „Wenn Eure Durchlaucht sich da nur nicht in die Scylla stürzen, während Sie die Charibdis vermeiden wollen!“

„Wie meinen Sie das? Glauben Sie, daß die Berliner Zeitungen ebenso neugierig sind wie die Pariser?“

„Die Zeitungen vielleicht nicht! — Aber Durchlaucht könnten möglicherweise auf andere Art gerade dort noch lebhafter an die letzten Vorkommnisse erinnert werden, als es hier durch die Blätter geschieht, die man ja am Ende nicht zu lesen braucht. Madame Delonda und ihre Tochter haben

sich, wie ich zufällig hörte, ebenfalls nach Berlin begeben.“

„Nun — und was weiter? Soll das ein Grund sein, mich von dieser Reise zurückzuhalten? Wissen Sie auch, Doktor, daß ich in Bezug auf den Bericht, den Sie mir vor einiger Zeit über diese Damen erstattet haben, Ihre Zuverlässigkeit doch einigermaßen in Zweifel ziehen möchte? — Abenteurerinnen und Glücksjägerinnen pflegen sich anders zu benehmen, als sie es gethan.“

„Durchlaucht wollen sich erinnern, daß mein Bericht nur die Mutter betraf, nicht auch die Tochter, über die ich etwas Besonderes überhaupt nicht zu erfahren vermochte. Es wäre keineswegs undenkbar, daß Fräulein Victoria nur sehr wenig von der Lebensführung ihrer Mutter weiß, oder daß sie nur durch ihre kindliche Liebe bestimmt wird, sich mit Verhältnissen abzufinden, die ihr vielleicht im innersten Herzen widerwärtig und peinlich sind.“

„Es scheint, daß Sie heute eine günstigere Meinung von der jungen Dame haben als damals,“ sagte der Fürst, der diese Aeußerungen gar nicht ungern zu vernehmen schien. „Aber wo ist die Bürgschaft dafür, daß Sie nicht auch der Mutter

unrecht thun? Sie haben ja, wie ich wohl annehmen muß, die Lösung des Rätsels, auf das ich Sie bei jener Gelegenheit aufmerksam machte, noch immer nicht gefunden."

„Nicht vollständig vielleicht, Durchlaucht, aber doch immerhin zum guten Teil. Es ist nicht schwer, auch ohne eigenes Vermögen auf großem Fuße zu leben, wenn man die Kosten dafür von anderen bestreiten läßt."

„Wie soll ich das verstehen? Frau Delonda hat also Freunde, die . . ."

Doktor Bourdaloue machte eine verneinende Bewegung.

„Sie begnügt sich damit, ihre Lieferanten einfach nicht zu bezahlen. Ihre plötzliche Abreise hat sehr vielen Leuten eine überaus schmerzliche Ueberraschung bereitet, und gar mancher wehmütige Seufzer ist ihr gefolgt."

„Die Damen haben Schulden hinterlassen? Wissen Sie das ganz bestimmt?"

„Durchlaucht können die Bestätigung dafür bei hundert getäuschten Handwerkern und in zahllosen Magazinen erhalten. Nirgends in der Welt ist es ja so leicht, einen luxuriösen Haushalt aus den

Taschen leichtgläubiger Dummköpfe zu bestreiten als hier in Paris."

Der Doktor hatte sichs nicht versagen können, diese allgemeine Betrachtung anzustellen, obwohl er ja überzeugt sein mußte, daß niemand ihre Richtigkeit besser aus eigenster Erfahrung kannte als Konstantin Nikolajewitsch. Der Fürst aber schien die kleine Bosheit seines Privatsekretärs nicht zu bemerken, denn er begann im Zimmer auf und nieder zu schreiten und mehr zu sich selber als zu dem Doktor zu reden.

„Sie hatten Schulden — waren vielleicht in peinlichster Bedrängnis — und dennoch wies Viktoria meinen Schmuck zurück! Wahrhaftig, sie hat mehr Stolz und Charakter als hundert Frauen aus der sogenannten guten Gesellschaft."

Bourdaloue verharrte in achtungsvollem Schweigen, aber unter seinem Schnurrbart zuckte es wie ironisches Lächeln.

Als hätte er die Anwesenheit seines Sekretärs völlig vergessen, fuhr der Fürst nach einer kleinen Weile fort: „Noch in der letzten Stunde hätte sie es ganz in ihrer Gewalt gehabt, mich zum gefügigsten Sklaven zu machen, wenn es ihr um Erlangung äußeren Vorteils zu thun gewesen wäre.

Kaum ein einziges Wort würde es sie gekostet haben; aber ihr weiblicher Stolz machte es ihr unmöglich, dies eine Wort zu sprechen. Wie falsch habe ich sie doch beurteilt — wie bitteres Unrecht habe ich ihr gethan!"

Er trat an das Fenster und blickte ein paar Minuten lang nachdenklich auf die Straße hinaus. Plötzlich wandte er sich wieder an Bourdaloue und sagte: „Also es bleibt bei dem, was ich Ihnen vorhin sagte: wir reisen in längstens acht Tagen nach Berlin. Und inzwischen müssen Sie eine Möglichkeit ausfindig machen, Doktor, wie man die Angelegenheiten der Damen Delonda zu ordnen vermag, ohne daß dabei auf mich als auf denjenigen geraten werden könnte, der ihre Schulden bezahlt. Am liebsten wäre es mir natürlich, wenn sie selbst von dieser Bezahlung vorläufig gar nichts erführen. Die Aufgabe wird nicht leicht sein, aber für Ihren Scharfsinn und Ihre Gewandtheit ist sie gewiß nicht zu schwer."

Doktor Bourdaloue verbeugte sich.

„Ich danke Eurer Durchlaucht für die gute Meinung; doch ich darf nicht unterlassen zu bemerken, daß die zur Ausführung einer so menschenfreundlichen Absicht erforderliche Summe eine recht

bedeutende sein wird. Madame Delonda hat sich nicht gern mit Kleinigkeiten abgegeben, und da sie sich um die Bezahlung von vornherein wenig Sorge machte, war ihr begreiflicherweise bei ihren Einkäufen kein Artikel zu prächtig und kein Preis zu hoch. Ich weiß, daß allein die Forderung des Herrn Worth, welcher die Damen mit Toiletten versorgte, mehr als zwanzigtausend Franken beträgt."

„Was macht das! Zahlen Sie unbedenklich alles — es wird mich nicht ruinieren. Und noch eins! Halten Sie reinen Mund über unsere bevorstehende Abreise. Es ist nicht nötig, daß alle Welt Kenntnis davon erhalte."

„Sehr wohl, Durchlaucht. Und Herr Alström? Wird er uns begleiten?"

Konstantin dachte einen Augenblick nach. Frithjof war ihm in der letzten Zeit zuweilen fast etwas unbequem geworden, und der Gedanke, sich zeitweilig von ihm zu trennen, erschien ihm im ersten Moment gar nicht so unbequem.

„Das wird ganz von dem eigenen Willen meines Freundes abhängig sein," sagte er, „aber Sie würden mich verpflichten, wenn Sie unter der Hand bei ihm sondieren wollten, wie er für

seine Person über eine Reise nach Deutschland denkt."

Gerade dieser letzte Auftrag war es, dessen Doktor Bourdaloue sich zuerst entledigte. Noch an demselben Tage konnte er dem Fürsten melden: „Herr Alström war ganz begeistert von dem Gedanken, Paris zu verlassen. Ich bin überzeugt, daß nichts im stande sein würde, ihn hier zurückzuhalten, wenn Durchlaucht sich nach Deutschland begeben."

Konstantin war überrascht, und es klang etwas gezwungen, als er erwiderte: „Nun, um so besser, wenn der Plan auch seinen Wünschen entspricht. — Beeilen Sie sich also, alles vorzubereiten, Doktor! Ich werde mich für jeden Tag, um den Sie unsere Abreise beschleunigen können, als Ihren Schuldner betrachten."

Achtes Kapitel.

Die Vorstellung in August Krabbes Vaudeville-Theater, einem sehr bescheidenen Musentempel im äußersten Norden von Berlin, war zu Ende. Wie anspruchslos auch das Publikum war, das allabendlich den verräucherten Saal bis in die hintersten Winkel füllte, die letzte Nummer des heutigen Programms hatte doch selbst bei dieser dankbaren Zuhörerschaft nur sehr geringen Beifall gefunden. Wenn man an dieser Stätte ohnedies sehr geneigt war, den Reckkünstlern und den dressierten Hunden vor den Darbietungen einer höheren Kunst den Vorzug zu geben, so waren die Persönlichkeit und die Leistungen des Herrn, der diese letzte Programmnummer bestritten hatte, gewiß am wenigsten danach angethan gewesen, jenes Vorurteil zu besiegen.

In schäbigem Frack und in Glacéhandschuhen von zweifelhafter Weiße war er vor die Rampe getreten — eine mächtige, hünenhafte Gestalt von mehr als gewöhnlicher Fülle des Leibes. Das Haupt, welches sich auf dem kurzen, dicken Halse erhob, zeigte noch jetzt gewisse Spuren ehemaliger Mannesschönheit; aber die kühn geschnittene Nase war bedenklich gerötet und die ehedem vielleicht sehr interessanten Züge verschwammen völlig in der Fleischmasse des gedunsenen Gesichts. Nichtsdestoweniger deuteten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß dem Künstler, der sein fünfzigstes Lebensjahr sicherlich bereits überschritten hatte, der Eindruck seiner äußeren Erscheinung noch keineswegs gleichgültig geworden sei. Der breite, kokett umgeschlagene Hemdkragen und das lange, wellige Haar, welches weit über diesen Kragen herabfiel, gaben Zeugnis von einer Eitelkeit, die sich auch in seiner Haltung und in seinen gezierten Bewegungen augenscheinlich offenbarte. Als „ehemaliger königlicher Hofopernsänger“ war er auf dem Zettel angezeigt, und der siegesgewisse, fast geringschätzige Blick, mit welchem er die Menge überflogen hatte, während er das herkömmliche, rot eingebundene Notenbuch in feierlicher Gemessenheit aufschlug,

war ganz der Blick eines Mannes gewesen, der an glänzende Erfolge gewöhnt ist. Durch eine königlich stolze Bewegung des lockigen Hauptes hatte er dem Klavierspieler das Zeichen zum Anfange gegeben, und dann hatte er eingesetzt mit einer fettigen, kurzatmigen Stimme, die weder Fülle noch Wohllaut hatte und die in der Höhe ebenso klanglos hölzern war als in der Tiefe. Wenn dies die Reste ehemaligen Glanzes waren, so waren es jedenfalls Reste von einer sehr traurigen Art, und das Klägliche der Leistung wurde nur noch mehr hervorgehoben durch die großen Gesten, mit denen der Sänger seinen Vortrag begleitete. Wenn er an nachdrucksvollen Stellen seinen Kopf weit in den Nacken zurücklegte, mit affektiert verzückter Miene wie ein gefeierter Tenorist, der sieghaft seinen köstlichen Ton in das Auditorium hinausschmettert, und wenn sich dann nur schnarrende, mißtönische Laute seinen Lippen entrangen, so konnte die Wirkung selbst auf ein so naives und vorwiegend unmusikalisches Publikum lediglich eine unfreiwillig komische sein. Der kärgliche Beifall und die vereinzelten Bravorufe, die jedem seiner drei Lieder gefolgt waren, hatten denn auch einen bedenklich ironischen Klang gehabt, und das fatale

Zischen, welches von den besseren Plätzen her vernehmlich geworden war, hatte ihn kaum in Zweifel lassen können über das Urteil, mit welchem man seine Leistungen aufgenommen. Aber der Künstler schien nichts von diesen Kundgebungen des Mißfallens bemerkt zu haben. Feierlich langsam hatte er sein rotes Notenalbum wieder zugeschlagen, lächelnd hatte er sich verneigt wie jemand, der mit Lorbeerkränzen und Beifallsjubel überschüttet worden, und mit zierlichen, tänzelnden Schritten war er in der Coulisse verschwunden.

Zwei seiner „Kollegen“, ein Bauchredner und eine grellrot geschminkte „Taubenkönigin“, standen dort in lebhaftem Gespräch beieinander, und der Bauchredner wandte sich ihm zu, vielleicht um ihm irgend ein freundliches Wort zu sagen. Aber der Sänger ging an ihnen vorüber, wie wenn sie leere Luft gewesen wären. Er begab sich in sein Ankleidezimmer, vertauschte den schäbigen Gesellschaftsanzug mit einer einfachen, aber nicht minder schäbigen Straßentoilette, hüllte seine mächtige Gestalt in einen grauen Havelock von unbestimmbarem Alter, drückte einen breitrandigen Filzhut auf sein lockiges Haupt und verließ den Kunsttempel, in dem es für ihn allem Anschein nach so wenig Lorbeeren gab.

Das Ziel seines ziemlich langen Weges war eine kleine, verräucherte Kneipe im Zentrum der Stadt. Es waren bereits viele Gäste da, aber der Sänger mußte wohl erwartet worden sein, denn an einem runden Tische neben dem Bierbuffet war ihm ein Stuhl reserviert. Mit der Herablassung eines großen Mannes schüttelte er den bereits an diesem Tische Sitzenden die Hände und sagte, nachdem er dem Kellnerburschen Hut und Havelock gereicht hatte, seufzend: „So wäre denn glücklich wieder ein Tag vorüber — ein Tag der Knechtschaft und der schmachvollen Erniedrigung! — Ach, Lindenschmidt, was meinst Du — wenn man uns dies vor zwanzig Jahren geweissagt hätte!“

Der Angeredete, ein langer, dürrer Mensch mit glattrasiertem Schauspielergesicht, lehnte sich in seinen Stuhl zurück, schlug die Augen zu der rauchgeschwärzten Decke empor und schob die rechte Hand zwischen den zweiten und dritten Knopf seines Rockes, wie es in gewissen Situationen auf der Bühne üblich zu sein pflegt.

„Wir würden ihm geraten haben, in ein Narrenhaus zu gehen,“ grollte er. „Aber es waren freilich andere Zeiten; damals gab es noch eine Kunst.“

Der Sänger bestellte sich ein Glas Bier und leerte es mit einem einzigen Zuge bis auf den letzten Tropfen.

„Es ist matt, wie die Seele eines modernen Theaterdirektors," meinte er mit einem mißbilligenden Kopfschütteln, als er das Seidel wieder auf den schmierigen Tisch niedersetzte. „Kellner, bringen Sie mir einen Nordhäuser, damit ich vor allem meinen gesunkenen Lebensgeistern wieder ein wenig aufhelfe! — Aber nicht so einen Fingerhut voll, sondern ein ordentliches, reelles Glas!"

In der That war es ein fast bis zum Rande gefülltes Weinglas, das der augenscheinlich bereits wohl dressierte, schmutzige Ganymed vor den Künstler niedersetzte. Mit einem faunischen Lächeln sah Lindenschmidt zu, wie auch dieser feurige Trank zwischen den Lippen seines alten Kameraden verschwand, als ob es nur harmloses Wasser gewesen wäre; dann tippte er dem Sänger auf den Arm und meinte, indem er sich vertraulich zu ihm neigte: „Ist das nun poetische Gerechtigkeit? — Wir sitzen hier bei schlechtem Bier und elendem Fusel, und diese Weiber, die sich mit einem ganzen Vermögen in Brillanten behängen können, schwelgen jetzt vielleicht in Austern und Champagner! —

Weißt Du denn gar nicht, Alström, daß sie wieder da ist? Eine kleine Anleihe wenigstens könntest Du doch bei ihr zu machen suchen."

Der Künstler aus Krabbes Vaudeville-Theater sah den Sprechenden verständnislos an.

„Wer ist wieder da, mein Alter?" fragte er. „Es giebt in meiner Vergangenheit so viele weibliche Personen, daß ich unmöglich erraten kann, wer mit dieser „sie" gemeint sein soll."

„Na, wer anders als Deine Frau — als die schöne Irene, mit der Du damals an der Wiener Hofoper gastiertest, als ich im Stadttheater meine besten Erfolge hatte! Weißt Du noch, wie lustige Abende wir drei damals bei Sacher verlebten?"

Der Sänger strich sich mit der Hand über die Stirn und durch das dicke, lockige Haar.

„Vergangene Zeiten?" seufzte er. „Aber woher weißt Du, daß sie wieder hier ist? Hast Du selbst sie gesehen?"

„Freilich! — Sie war heute abend in unserem Theater. Ich erkannte sie sofort; sie aber hatte offenbar keine Ahnung, wer da vor ihr stand. Sie kaufte mir einen Zettel ab und bezahlte ihn mit fünfzig Pfennigen — freigebig wie immer! Was für ein Gesicht sie wohl gemacht haben würde,

wenn ich ihr meinen Namen genannt und sie daran erinnert hätte, daß wir von jenen alten Tagen her eigentlich noch Duzfreunde sind!"

In den kleinen Augen des Sängers hatte es aufgeleuchtet.

„Und sie war mit Brillanten geschmückt, sagst Du? Sie befindet sich also offenbar in guten Verhältnissen?"

„Es scheint so! Sie hatte Plätze in der Fremdenloge und eine Toilette, der man den Pariser Schneider auf hundert Schritte ansehen konnte. Aber das ist freilich kein Kunststück, wenn man eine solche Tochter hat."

„Ah, ist sie schön geworden, die kleine Victoria? Es ist wohl an die zwölf Jahre her, daß ich sie nicht mehr gesehen habe, und damals war sie natürlich noch ein Kind."

„Sie hat heute abend im Theater Aufsehen gemacht, sage ich Dir. Die Lebemänner im Parket sprachen während des Zwischenakts von nichts anderem als von ihr. Sie müssen eben ganz neue Erscheinungen für die gegenwärtige Generation in Berlin sein."

„Gewiß! Wären sie schon seit längerer Zeit hier, so müßte ich es ja auch wissen. — Wenn

man nur in Erfahrung bringen könnte, wo sie zu finden sind!"

Herr Lindenschmidt lächelte fein.

„Pumpst Du mir morgen 30 Mark, Bruderherz, wenn ich Dirs verrate?"

Lachend schlug ihm der Sänger auf die Schulter.

„Immer noch der Alte! Der Intrigant steckt Dir im Blute. Aber es gilt! Du weißt, daß ich nicht der Mann bin, meine alten Freunde zu vergessen, wenn ich im Ueberflusse sitze."

„Unter den Dienstboten, die sich während des letzten Aktes einfanden, um ihre Herrschaft abzuholen, war auch eine allerliebste kleine Zofe, die mich mit ihren dunkeln Augen so übermütig anblinzelte, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie ein bischen zu necken. Dabei kam es denn heraus, daß sie die Kammerjungfer der Madame Irene Delonda sei, und ich ließ mir die gute Gelegenheit natürlich nicht entgehen, die Adresse der Damen in Erfahrung zu bringen. Wußte ich doch, daß diese Nachricht für meinen alten Kameraden Olaf Allström so viel wert sein würde, wie ein Lotteriegewinn. Sie wohnen Bellevuestraße fünfzig —

allerfeinste Gegend also! Die Kurse müssen gegenwärtig ganz vortrefflich stehen."

Olaf Alström hatte den Kopf in die Hand gestützt; eine plötzliche Anwandlung von Schwermut schien über ihn gekommen.

„Delonda nennt sie sich! Es ist der Name ihres ersten Mannes. Sie verschmäht es also, trotz des Ruhmeskranzes, der ihn umgiebt, den meinigen zu führen!"

„Nun, ich denke, Du hast nicht viel Ursache, ihr das übel zu nehmen. Wenn man seine Gattenpflichten so musterhaft erfüllt hat wie Du . . ."

Der Sänger machte eine theatralisch abweisende Geste.

„Gut denn — mag es ihr verziehen sein! Erschüttert aber hat mich Deine Neuigkeit doch. — Kellner, noch ein Glas Nordhäuser! — Also Bellevuestraße fünfzig! Sie wird nicht wenig erstaunt sein, mich wiederzusehen — nach zwölf Jahren! Sie wird mich etwas verändert finden, wie ich fürchte, denn Kampf und Sorgen lassen hurtig altern."

„Den Nordhäuser als dritten im Bunde nicht zu vergessen!" schaltete Lindenschmidt ein. Und mit einem vorwurfsvollen Blick auf seinen bos-

haften Freund leerte Herr Olaf Alström auch das zweite Glas gleich dem ersten auf einen einzigen Zug. — —

Es war noch früh am Morgen, als der Sänger die mit weichen Teppichen belegte Treppe des Hauses Bellevuestraße fünfzig emporstieg.

Der Portier hatte einen Augenblick gezögert, ob er ihn nicht auf die hintere Stiege verweisen sollte; denn der graue Havelock und der breitrandige Filzhut sahen im hellen Sonnenschein noch ungleich schäbiger aus als in der mitleidig verhüllenden Dämmerung des Abends. Aber die stolze Haltung und das selbstbewußte Auftreten des Unbekannten hatten den Mann doch wieder eingeschüchtert und so hatte er ihm halbwegs höflich mitgeteilt, daß Frau Delonda das zweite Stockwerk bewohne. Auch die Zofe, die ihm auf sein Klingeln öffnete, prallte bei dem Anblick des Sängers ganz erschrocken zurück.

„Die Damen schlafen noch,“ sagte sie kurz und schnippisch. „Und außerdem — ich glaube nicht, daß sie für Sie, mein Herr, überhaupt zu sprechen sein werden.“

Ohne sich im mindesten um diese Abweisung zu kümmern, hatte Olaf Alström zum Entsetzen

der Dienerin die Thür vollends geöffnet und war mit größter Seelenruhe in das Innere der Wohnung eingetreten.

„Wenn die gnädige Frau wirklich noch schläft, mein schönes Kind," erwiderte er, „so werden Sie die Freundlichkeit haben, sie zu wecken. Ich komme weit her und möchte den beschwerlichen Weg nicht gern vergebens gemacht haben. Sagen Sie nur, Olaf Alström sei da; aber fügen Sie hinzu, die gnädige Frau möge ihre Toilette in aller Bequemlichkeit vollenden, denn es kommt mir nicht darauf an, eine Viertelstunde zu warten."

Er war ganz ungeniert in den Salon eingetreten, dessen Thür unglücklicherweise offen gestanden, hatte seinen schmierigen Hut auf ein Tischchen und sich selbst in einen der mit Seidenbrokat überzogenen Sessel geworfen, dessen zierliches Gestell unter der Last seines mächtigen Körpers in wahrhaft besorgniserregender Weise knackte und krachte.

Die Zofe murmelte zwar etwas von beispielloser Unverschämtheit vor sich hin, aber sie schickte sich doch an, dem Wunsche des Fremden, der nicht einmal eine Visitenkarte zu besitzen schien, nachzukommen.

Frau Irene Delonda war eben im Begriff, die letzten Knöpfe ihres Schlafrockes zu schließen, und auf ihrem Antlitz, das jetzt — vor dem Beginn des täglichen Verschönerungsverfahrens — doch schon recht ruinenhaft aussah, prägte sich bei der Meldung des Mädchens unverkennbar das lebhafteste Erschrecken aus.

„Sie hätten ihn nicht einlassen sollen!“ schrie sie die Zofe zornig an. „Was hilft es, Sie immer und immer wieder zu unterweisen, wenn Sie noch nicht einmal gelernt haben, solche Menschen von uns fern zu halten!“

„Ich möchte wissen, wie ich das hätte anfangen sollen,“ gab die Dienerin beleidigt zurück. „Der Kerl ist ja hereingedrungen wie ein Einbrecher, und am Ende werde ich doch nicht dafür bezahlt, mich totschlagen zu lassen. Wenn gnädige Frau es wünschen, kann ich ja jetzt noch zur Polizei laufen und einen Schutzmann holen.“

„Sind Sie von Sinnen?“ fuhr Frau Irene heftig auf. „Durch einen Schutzmann wollen Sie meinen . . .“

Sie unterbrach sich rasch, noch ehe das verhängnisvolle Wort, das sie für immer in die Hände

ihrer Kammerjungfer gegeben hätte, ihren Lippen entschlüpft war.

„Gehen Sie nur!“ fügte sie etwas weniger unfreundlich hinzu. „Der Herr ist durchaus ungefährlich, und da Sie ihn einmal eingelassen haben, muß ich nun wohl auch mit ihm sprechen.“

Sie vermied es geflissentlich, in einen der Spiegel auf ihrem Wege zu blicken, während sie sich so, wie sie ging und stand, in den Salon begab. Olaf Alström erhob sich bei ihrem Eintritt aus seinem Sessel und breitete beide Arme aus, sodaß er in seinem grauen Havelock aussah, wie eine riesenhafte, gemästete Fledermaus. „Irene!“ brachte er in den höchsten Tönen seiner fettigen, verschleierten Stimme hervor. „Welch ein Wiedersehen nach zwölf langen Jahren!“

Sie wehrte die Umarmung, die ihr augenscheinlich zugedacht war, durch eine nicht mißzuverstehende Handbewegung ab und sagte: „Ein sehr überraschendes Wiedersehen — in der That! Nach der Art des Abschiedes, den wir damals von einander genommen, wäre ich auf nichts anderes so wenig gefaßt gewesen, als auf Deinen Besuch.“

„Zwölf Jahre sind eine lange Zeit, Irene," gab er schwermütig zurück, „lang genug, um begangenes Unrecht zu büßen. Und ich habe schwer gebüßt! — Du mußt die Beweise dafür von meinem Antlitz lesen können. Sollte mir meine aufrichtige Reue nicht einigen Anspruch gewähren auf Deine Vergebung?"

Mit theatralischer Gebärde hatte er diese Frage an sie gerichtet, und wie sie jetzt ihre Augen über seine Gestalt und seinen dürftigen Anzug dahinschweifen ließ, wichen die Bestürzung und der Zorn in ihrem Gesicht wirklich einem Ausdruck des Mitleids.

„Du hast Dich sehr verändert — es ist wahr. Aber Du wirst mich nicht glauben machen wollen, daß es die Reue gewesen sei, welche solche Wirkung auf Dich geübt. Wenn man sich einander so gut kennt, wie wir beide, sollte man wirklich nicht erst versuchen, sich eine Komödie vorzuspielen."

Traurig schüttelte er den Kopf.

„Ach, mit dem Komödiespielen ists vorbei, Irene! Ich fühle mich einsam und verlassen, und meine einzige Sehnsucht ist ein stilles, ruhiges, friedsames Heim. Ich habe keinen anderen Wunsch mehr auf Erden, als das Verlangen, den Abend

meines Lebens im Schoße meiner Familie zubringen zu dürfen."

Entsetzt fuhr sie auf.

„Im Schoße Deiner Familie? Du hast Dich doch nicht etwa mit dem Gedanken getragen, bei uns zu bleiben?"

Mit trefflich gespielter Unbefangenheit sah er ihr in das bestürzte Gesicht.

„Aber was ist natürlicher als das? Ich will wieder gut machen, was ich gefehlt habe, und wo könnte ich eine Gelegenheit dazu finden, wenn nicht an Deiner Seite? Ich werde hinfort der zärtlichste, aufopferndste und treueste Ehegatte sein und Du wirst keinen Grund mehr haben, Dich über mich zu beklagen."

Frau Irene versuchte zu lächeln, aber es war noch immer ein unverkennbarer Ausdruck von Angst in ihren Zügen.

„Ich freue mich, daß Du bei alledem Deine gute Laune nicht ganz verloren hast. Ein solches Gelöbnis aus Deinem Munde klingt wirklich überaus komisch, und der Gedanke, daß wir uns jemals wieder zu gemeinsamem Leben vereinigen könnten, ist viel zu drollig, als daß Du selbst ihn auch nur eine Sekunde lang ernsthaft genommen haben

könntest. Es ist ja sehr hübsch, daß wir uns zufällig noch einmal begegnet sind und daß wir Gelegenheit gefunden haben, uns im Vorüberstreifen freundlich zuzunicken — von etwas anderem aber kann zwischen uns doch wohl nicht mehr die Rede sein."

„Und warum nicht? Könnte ich nicht sogar als mein gutes Recht in Anspruch nehmen, was ich jetzt nur als einen Beweis Deiner Großmut erbitte? Bist Du nicht mein rechtmäßig angetrautes Weib und hast Du mir nicht vor dem Altar geschworen, Gutes und Böses treulich mit mir zu teilen?"

„Aber das ist ja offenbare Narrheit!" rief Madame Delonda ärgerlich. „Wenn dieser Besuch überhaupt einen Zweck haben soll, so laß uns endlich anfangen, vernünftig mit einander zu reden. Wenn nicht tausend andere Hindernisse vorhanden wären, so müßte Dich doch schon ein einziger Blick in den Spiegel davon überzeugen, daß ein erneutes Zusammenleben ganz und gar unmöglich ist."

„Jugend und Schönheit sind vergänglich, meine teure Irene," erwiderte er, ohne sich durch ihren

verdrießlichen Ton im geringsten aus der Fassung bringen zu lassen, „auch Du hast, wie ich mit Betrübnis sehe, der Zeit Deinen Tribut zahlen müssen, und ich sollte meinen, daß wir schließlich ein gar nicht so ungleiches Paar ergeben. Wenn es aber die äußere Hülle meines irdischen Menschen ist, auf welche Deine Worte sich bezogen, so muß ich allerdings zugeben, daß ich in meinem gegenwärtigen Aufzuge nur schlecht in den fürstlichen Glanz Deines Hauses passe. Das Leben hat mich hart angepackt, und es kann Dich nicht Wunder nehmen, wenn ich die Spuren des Kampfes noch mit mir umhertrage. Aber ist es nicht genug, daß der Himmel einen von uns mit irdischen Gütern gesegnet hat? Würde nicht auch ich mit Freuden bereit gewesen sein, meinen Ueberfluß mit Dir zu teilen? Sind der männliche Schutz und die hingebende Liebe des Gatten, deren Du Dich von heute an wieder erfreuen sollst, denn nicht tausendmal eines so kleinen Opfers wert? Ich werde keine allzu großen Ansprüche machen; ein bescheidenes Stübchen und ein kleines, auskömmliches Taschengeld werden für meine geringen Bedürfnisse vollauf genügen. Auch eine Beschränkung in Deiner persönlichen Freiheit hast Du von mir

nicht zu fürchten. Was also könnte Dich abhalten, mich mit offenen Armen zu empfangen?“

„Was mich davon abhalten könnte? Ah, Du mußt sehr naiv sein, wenn Du eine solche Frage im Ernst an mich zu stellen vermagst. Ich will nicht davon reden, wie schimpflich Du mich vor zwölf Jahren verließest und wie wenig es Dein Verdienst war, wenn ich mit meinem Kinde nicht in Not und Elend kläglich zu Grunde ging. Das sind abgethane Dinge und je weniger wir uns bei der Vergangenheit aufhalten, desto schneller werden wir hoffentlich zum Ziele kommen. Auch kennen wir einander wohl zu gut, als daß wir die Zeit mit Sentimentalitäten vergeuden sollten.“

„Ich würde Dir sonst entgegenhalten können,“ fuhr Frau Irene fort, „daß an der gegenseitigen Liebe und Achtung, die man im Allgemeinen für die notwendigsten Voraussetzungen des ehelichen Zusammenlebens zu halten pflegt, bei uns doch ein gar zu empfindlicher Mangel sein würde. Aber das alles weißt Du, ohne daß ich Dirs sage, ebenso gut als ich. Was Du nicht zu wissen scheinst, ist, daß meine Vermögensverhältnisse augenblicklich vielleicht noch weniger glänzend sind als die Deinigen, und daß ich mir selber jede

Hoffnung abschneiden würde, mich jemals zu arrangieren, wenn ich mich bestimmen ließe, auf Dein wahnwitziges Verlangen einzugehen. Ich habe vor einigen Wochen aus Paris vor meinen Gläubigern die Flucht ergreifen müssen, und von dem Luxus, der mich hier umgiebt, ist auch nicht das kleinste Stück mein rechtmäßiges Eigentum. Das scheinbar so glänzende Leben, welches ich führe, ist in Wahrheit nichts anderes, als ein Leben voll verzweifelter Angst und aufreibender Sorge. Ich habe es auf mich genommen, weil ich für die Zukunft meines geliebten Kindes zu sorgen habe und weil ich keine Hoffnung hegen dürfte, Victoria jemals reich und gut zu verheiraten, wenn ich irgendwo in einem dritten Stock armselig und unbekannt hausen wollte. Man muß uns als zur guten Gesellschaft gehörig ansehen, und dazu bedarf es nicht nur eines standesgemäßen Auftretens, sondern es ist auch notwendig, daß man nichts von meiner Vergangenheit erfahre. Victoria hat gegründete Aussicht, einen steinreichen russischen Fürsten zu gewinnen — einen Mann, dessen Leidenschaft vielleicht stark genug ist, um ihn über gewisse Standesunterschiede hinwegsehen zu lassen, der aber sicherlich nicht länger an eine

Heirat denken würde, wenn er die ganze Wahrheit wüßte. Er hat in Paris, wo wir seine Bekanntschaft machten, um meines Kindes Willen einen Nebenbuhler im Zweikampfe schwer verwundet, und er ist uns nun auch hierher gefolgt, obwohl Victoria ihm keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß er sie nur als seine rechtmäßige Gattin würde gewinnen können. Die Dinge stehen also in der That aussichtsreich genug; aber wir haben auch alles auf diese einzige Karte gesetzt, und wenn sie dennoch wider Erwarten zu unseren Ungunsten schlüge, so wären wir rettungslos verloren. Könntest Du mir da im Ernst zumuten, daß ich Dich dem Fürsten Apraxin als meinen rechtmäßigen Gatten und als den Stiefvater Victorias vorstelle?"

Olaf Alström, der ihr mit gespanntem Aufmerksamkeit zugehört, trat in seiner theatralischen Manier auf sie zu und bot ihr die Hand.

„Ich will Dir beweisen, Irene, daß meine Liebe stark und opfermutig ist. Ich werde Deinem Glück und den Hoffnungen Deines Kindes nicht im Wege stehen und werde mit blutendem Herzen auf die Erfüllung meiner heißesten Sehnsucht verzichten. Aber ich will Dich auch nicht wiederge-

funden haben, um mich ganz von Dir verstoßen zu lassen und Dich sogleich von neuem zu verlieren. Du wirst mir gestatten müssen, Dich gelegentlich zu besuchen, um mich nach Deinem Ergehen und nach den Aussichten der kleinen Victoria zu erkundigen. Es mag Dir nach einer so langen Trennung vielleicht nicht ganz glaubwürdig klingen, aber es ist nichtsdestoweniger die Wahrheit, daß ich die Tochter des Herrn Delonda ebenso innig liebe, als wäre sie mein eigenes Kind. Die Grausamkeit des Schicksals hat mich von meinem einzigen Sohne getrennt; er ist für mich verschollen, und ich darf mir wohl keine Hoffnung mehr darauf machen, ihn jemals wieder zu sehen. Mein Frithjof — aber was hast Du, Irene? Solltest Du etwa inzwischen von ihm gehört haben?"

In der That hatte Madame Delonda, als er seines Sohnes Erwähnung that, eine hastige Bewegung gemacht, wie wenn sie ihn unterbrechen wollte. Ebenso rasch aber mußte sie sich wieder eines anderen besonnen haben, denn sie antwortete nun mit großer Bestimmtheit: „Nein. Wie hätte ich auch dazu kommen sollen! Ich meine nur, daß Du wenig Anlaß hast, das Schicksal anzu-

klagen; denn daß Du Deiner Vaterfreuden verlustig gingst, war doch wohl allein Deine eigene Schuld."

Alström seufzte und ließ das Kinn auf die Brust herabsinken.

„Es ist hart, dergleichen anhören zu müssen, ohne sich verteidigen zu können. Und doch solltet gerade ihr Frauen am ehesten Verständnis haben für jene gewaltige, unwiderstehliche Macht, die auch den stärksten Mann seines freien Willens berauben und ihn zum Sklaven seiner Leidenschaft machen kann. Ach, ich habe in meinem Leben so viel zu leiden gehabt unter der grausamen, unerbittlichen Gewalt dieser Liebe, die ganz mit Unrecht immer nur als eine holde, lächelnde Göttin dargestellt wird."

Madame Delonda verzog die Lippen zu einem spöttischen Lächeln.

„Ich zweifle nicht daran," sagte sie, „aber ich empfinde auch weiter kein Bedürfnis, Deine Rechtfertigung zu hören. Was Du gegen Deine erste Frau gesündigt hast, magst Du mit Deinem Gewissen oder mit Deinem Sohne abmachen, wenn der Zufall ihn Dir doch etwa noch einmal in den Weg führen sollte. Was aber Deine zärtliche

Liebe für Victoria anbetrifft, so glaube ich sie genug zu kennen, um Dir zu versichern, daß Du auf Erwiderung Deiner Zuneigung kaum zu rechnen hast. Sie hat denn doch zu viel über Dich erfahren, als daß ihre Empfindungen dadurch nicht einigermaßen hätten beeinflußt werden sollen. Es wird also am besten sein, wenn Du überhaupt nach Möglichkeit vermeidest, mit ihr zusammenzutreffen. Und weitere Begegnungen zwischen uns? Wozu sollten sie führen und wem von uns sollten sie Freude bereiten? Sie könnten vielmehr nur zu leicht peinliche Verlegenheiten für alle Beteiligten im Gefolge haben."

„So lange ich mich in diesem Aufzuge einstellen müßte — gewiß!" bestätigte Herr Olaf Alström sehr gelassen. „Aber es wird Dir trotz Deiner angeblichen Bedrängnis nicht allzu schwer fallen, diesem Uebelstande abzuhelfen. Auch wenn Du ihn vor der Welt verleugnen willst, in Elend und Dürftigkeit wenigstens wirst Du Deinen Gatten doch nicht schmachten lassen."

Madame Delonda schien durch diese Wendung nicht gerade überrascht. Mit einem kleinen Seufzer suchte sie in den Taschen ihres Schlafrockes nach dem Portemonnaie.

„Ich wiederhole Dir, daß es mir sehr schwer wird, irgend etwas für Dich zu thun. Auch die kleinste Ausgabe bedeutet für mich unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein empfindliches Opfer. Wir haben unsere ganze Einrichtung auf Kredit aus einem hiesigen Geschäft entnommen, und ein Geldmann, auf dessen Großmut und Nachsicht wir uns wenig Hoffnungen werden machen dürfen, hat uns gegen Verpfändung dieser Einrichtung eine Summe baren Geldes vorgeschossen. Wenn wir damit zu Ende sind, ohne daß die Angelegenheit mit dem Fürsten bis dahin ins Reine gekommen wäre, wird es uns sehr schwer fallen, neue Hilfsquellen ausfindig zu machen. Ich bitte Dich also dringend, diesen Verhältnissen Rechnung zu tragen, denn es wäre mir überaus peinlich, wenn ich Dir eine Bitte um Unterstützung abschlagen müßte, weil ich thatsächlich außer Stande bin, sie zu erfüllen."

Sie hatte ihr Portemonnaie inzwischen gefunden und hatte ihm zaudernd zwei Doppelkronen gereicht. Der Sänger aber sah auf die beiden Goldstücke in seiner Hand mit einem so geringschätzigen und zugleich erstaunten Blick hernieder, daß Madame Delonda sich veranlaßt sah, noch

zwei weitere hinzuzufügen. Dann aber steckte sie ihr Geldtäschchen hastig wieder ein und sagte: „Ich höre die Stimme Victorias. Sie kann in jedem Augenblick hier eintreten; ich aber will nicht, daß sie Dich hier findet. Am Ende haben wir uns ja auch nicht mehr viel zu sagen."

Olaf Alström griff mit der Rechten nach seinem fettigen Hute und legte die Linke in der Gegend des Herzens auf den grauen Havelock.

„Nicht mehr viel zu sagen?" wiederholte er mit schmerzlichem Vorwurf. „Habe ich denn überhaupt schon Gelegenheit gehabt, Dir einen Einblick zu gewähren in mein Inneres und in meine zerrissene Seele? Ich gehe jetzt, Irene, denn ich weiß wohl, daß ich Dirs schuldig bin, Deine Wünsche nach Möglichkeit zu respektieren — ich gehe, aber ich kehre bald zurück und ich werde Sorge tragen, daß Du Dich meiner alsdann nicht zu schämen hast."

Madame Delonda mochte sich wohl überzeugt haben, daß es vergeblich sein würde, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, und da sie ihre Tochter jetzt schon im Nebenzimmer mit dem Mädchen sprechen hörte, drängte sie ihren Gatten hastig gegen den Ausgang hin.

„Aber Du wirst doch schweigen?“ fragte sie, als er bereits auf der Schwelle stand.

„Wie das Grab!“ erwiderte Olaf Alström feierlich. Dann wurde die Thür hinter ihm geschlossen.

Obwohl die Ausbeute seines Besuches eine verhältnismäßig so geringfügige gewesen war, schien der Sänger mit dem Ergebnis doch sehr zufrieden; denn auf seinem aufgeschwemmten Gesicht, dessen Schönheit einst für zahllose junge Damen ein Gegenstand der Bewunderung gewesen war, lag ein behagliches Lächeln und voll freundlicher Herablassung neigte er sein lockiges Haupt gegen den Portier, der unten in der Thür stand und dem Davonschreitenden mißtrauisch nachblickte.

Druck von Robert Noske in Borna.

Seidene Netze

Bd.: 1.

1896